ahrgang I, 6. Preis 50 Pf.

Sächsischer Volksschriften-Verlag

Schriften

Paul Flemings Leben

und orientalische Reise.

Von

Friedrich Straumer.

Leipzig,
Sächsischer Volksschriften-Verlag.



Paul Fleming (1609—1640.)

Paul Flemings Leben

und orientalische Reise.

Von

Friedrich Straumer.

Leipzig.
Sächsischer Volksschriftenverlag.
1892.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel:	Vor seiner Geburt	1
Zweites Kapitel:	Kinderjahre	6
Drittes Kapitel:	Schuljahre	11
Viertes Kapitel:	Studentenjahre	14
Fünftes Kapitel:	Der Krieg	21
Sechstes Kapitel:	Wanderjahre	27
Siebentes Kapitel:	Unterwegs nach Moskau	32
Achtes Kapitel:	Erster Aufenthalt in Moskau	37
Neuntes Kapitel:	Paul Fleming in Reval. Der Liebe Lust und Leid	44
Zehntes Kapitel:	Zweite Reise nach Moskau und Aufbruch nach dem Orient	52
Elftes Kapitel:	Auf der Wolga und dem kaspischen Meer	57
Zwölftes Kapitel:	Reise nach Ispahan	63
Dreizehntes Kapitel:	Beim Schah Sefi	67
Vierzehntes Kapitel:	Heimkehr. Paul Flemings Tod	73
Fünfzehntes Kapitel:	Schluß	78

Erstes Kapitel.

Vor seiner Geburt.

Leute des Namens Fleming giebt es heute noch, und namentlich in Sachsen zahlreich, wenn sie auch nicht so häufig sind, wie die Müller und Schulze, die Richter und Schmidt. Ich selbst kenne einen Kutscher dieses Namens und einen Pastor, einen Posthalter und einen Oberförster, alles hübsche Leute, und sicher hat auch der geliebte Leser unter seinen näheren oder ferneren Bekannten einen oder den anderen, der sich Fleming schreibt und dieses Namens sich rühmt. Ja, „rühmt," denn der Name Fleming ist, so häufig er auch sein mag, kein gewöhnlicher Name; viele, die ihn tragen, haben es vor Zeiten zu großem Ansehen gebracht; etliche haben mit dem Schwert, etliche mit der Feder sich Ruhm erworben. Zu den Zeiten August des Starken war ein Graf Fleming kurfürstlich sächsischer Feldmarschall; an der Pforte des kleinen Friedhofs, welcher die altehrwürdige Kirche zu Thierfeld bei Hartenstein umgiebt, liegt ein Patrizius von Fleming begraben, der 1735 dort starb, und eine Inschrift auf einem alten zopfigen Grabstein rühmt von ihm, daß er fast die ganze Welt gesehen, als tapferer Kriegsmann vielen Schlachten beigewohnt, und endlich, nachdem er in Irland angefangen zu leben, hier in Sachsen als kurfürstlich sächsischer und königlich polnischer Kapitän sein Leben geendet habe.

Das waren Helden des Schwerts. Aber mächtiger als das Schwert ist die Feder, und auch einen Helden der Feder hat die edle Zunft der Fleminge aufzuweisen, und zwar ist das der berühmteste von allen dieses Namens.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts lebte in Lichtenstein, einem Städtchen in Sachsen, in welchem die Grafen und Herren von Schönburg, denen es von Alters her gehört, ein ansehnliches Schloß haben, als ein vornehmer Bürger und Mitglied des Rates, ein gewisser Paul Fleming, schlecht und recht und in guten Verhältnissen offenbar, wenn wir auch sonst nichts näheres von ihm wissen. Einen Sohn hatte er, der bei der heiligen Taufe den Namen des frommen Erzvaters Abraham erhielt und später auf hohe Schulen geschickt wurde, um dort Theologie zu studieren. Das that er mit Fleiß in Leipzig oder Wittenberg, und ward dann nach wohlbestandener Kandidatenprüfung in seinem 23. Lebensjahre, nämlich im Jahre 1606 in einem in der Nähe seines Geburtsortes gelegenen Städtchen, dem kleinen Hartenstein, zunächst Schulmeister oder, wie man es damals mit einem lateinischen Worte gelehrter bezeichnete, ludi moderator, d. h. Schulleiter oder Rektor. Denn die Zahl der Kandidaten war damals gerade auch einmal eine sehr große und das Angebot überstieg bedeutend die Nachfrage, also daß auch mancher tüchtige junge Mann damals bis zur „Versorgung mit einem geistlichen Amte" gar manch ein Jährlein warten mußte, mancher wohl auch nie sein Ziel erreichte. Der Abraham Fleming ließ sich das aber weiter nicht anfechten, war zufrieden, daß er zunächst wenigstens überhaupt ein Lehramt erlangt hatte, und schulmeisterte tüchtig darauf los. Ob er dabei auch den Stock geschwungen, der ehedem, wo das heranwachsende Geschlecht der Knaben noch derber und urwüchsiger, aber auch noch gesünder war als jetzt, beim Unterricht eine viel größere Rolle spielte als heutzutage, wo Stock und Rute aus der Schule fast verbannt sind, weiß ich zwar nicht, will es aber wohl glauben. In der Kirche zu Wechselburg hängt ein Bild des gestrengen Herrn aus seiner späteren Zeit, darauf sieht derselbe nicht aus, als ob er sich, sei es auch in seiner Jugend, hätte allzuviel gefallen und von übermütigen Knaben, wenn solche seiner Erziehung anvertraut waren, hätte ein X für ein U machen lassen. Aber vielleicht gab es in Hartenstein keine Übermütigen und Faulen und hatte der Stock darum Ruhe.

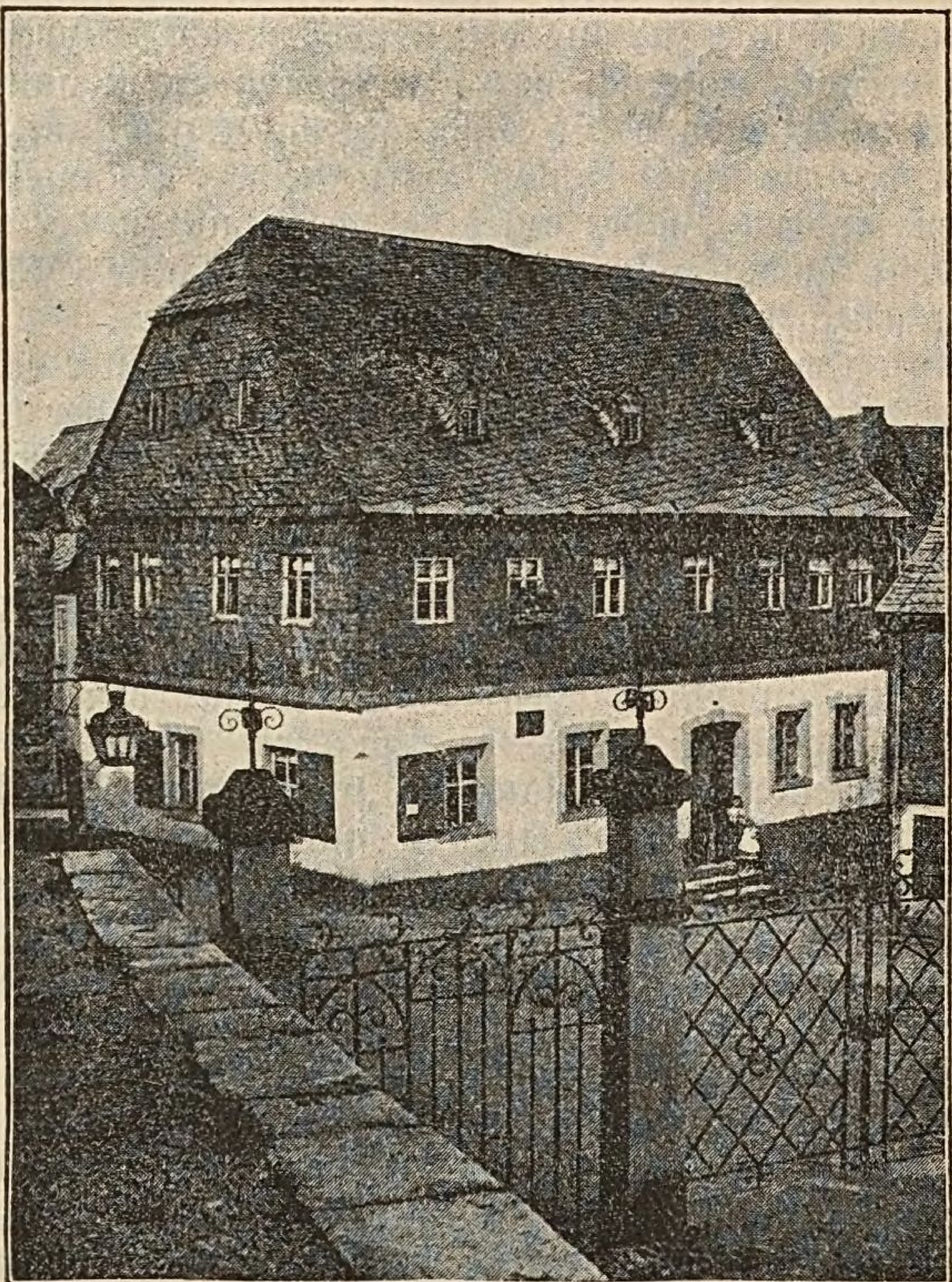
Gefiels dem Herrn Abraham Fleming schon in seiner Schule gut, so gefiel es ihm womöglich noch besser im Städtchen und auf dem nahen Schloß. Es giebt kaum

einen Ort im lieben Sachsenland, der reizender gelegen wäre, als Hartenstein. An dem einen sanften Abhang eines nicht zu weiten Thales, das sich nach der Mulde hin öffnet, liegen die wenigen Häuser der oberen Stadt mit dem Markt in der Mitte. In der Sohle des Thales fließt ein Bächlein silberhellen Wassers, durch blumige Wiesen sich schlängelnd, dem nahen Flusse zu, aus dessen Wellen, auf Klippen und Felsen erbaut, malerisch das feste Schloß Stein auftaucht. Die steilere Thalwand der Stadt gegenüber trägt auf einem Vorsprung das alte Schloß Hartenstein. Dahinter und daneben tauchen Wälder auf, die die Schultern der Berge umhüllen; goldig glänzt im Frühjahr das helle Grün der Buchen durch die dunklen Tannen.

Auf dem Schloß war der junge Schulmeister ein fast täglicher Gast. Er verkehrte mit dem Amtsschösser (Rentamtmann) Virgilius Jakob, und war wohl gelitten bei der Gräfin Katharina, die damals auf dem Schlosse ihren Witwensitz hatte. Ihre Kinder Hans Wolf geboren 1594 und Maria Juliana geboren 1600 scheint er unterrichtet zu haben. Die Gräfin, eine Tochter des Wild- und Rheingrafen Otto in Mörchingen, hatte den geliebten Gemahl schon früh verloren. Derselbe, ein Graf Hugo aus dem Hause Waldenburg, starb kaum 47 Jahre alt am 23. Oktober 1606. Im Jahre 1595 hatte er sich in zweiter Ehe mit der Rheingräfin Katharina vermählt. Ihren drei Kindern, zu den schon genannten Hans Wolf und Maria Juliana hatte sich wenige Monate vor des Vaters Tode noch ein Schwesterchen Agnese gesellt, war sie die zärtlichste Mutter, dem Lehrer derselben die gnädigste Gönnerin.

In der Umgebung der Gräfin befand sich als deren Kammerjungfer Dorothea, eine Tochter des verstorbenen Matthias Müller zu Gera. Diese ward bald für den jungen Kandidaten der mächtigste Anziehungspunkt. Abraham sah sie täglich, er lernte sie kennen und lieben. Da das Letztere auf Gegenseitigkeit beruhte, so kam es schon am 25. Januar 1607 — der Tag fiel nach dem damals noch geltenden Julianischen Kalender auf einen Sonntag und war im Kalender als der Tag Pauli Bekehrung bezeichnet — zwischen ihnen zu einem feierlichen Verlöbnis und Verspruch, der sogenannten Proklamation. Im März, als im Garten die ersten Schneeglöckchen blühten und an sonnigen Rändern

am Bach die Anemonen zu sprießen begannen, ward die Hochzeit gefeiert und erfolgte der Einzug der jungen Frau in das Schulhaus, in dessen weiten Räumen sich Herr Abraham nun nicht mehr einsam fühlte.



Paul Flemings Geburtshaus in Hartenstein.

Das Haus steht heute noch, es liegt an der oberen rechten Seite der Kirchgasse unter Nummer 123, der jetzigen erst in diesem Jahrhundert neu erbauten Kirche gegenüber. Das Haus ist ziemlich geräumig, es war damals neu vorgerichtet. Wenn nach beendigtem Vormittags-

unterricht der Schulmeister vor die Thür des Hauses trat, um den sich lärmend entfernenden Buben nachzusehen, konnte er die steile enge Gasse hinab auf den Markt und jenseits desselben über dem Laubgewirr die Zinnen des Schlosses emporragen sehen. Frau Dörthe stellte sich dann hinter ihn und sah ihm über die Schulter, und sie lachten und waren vergnügt, und ihr Schulhaus unten dünkte ihnen ebenso schön, wie droben das stattliche Schloß, denn alles in der Welt ist nicht an sich schön, sondern nur so, wie man es ansieht, und wer Frieden im Herzen hat, findet das Glück überall, wo nicht, nirgends. Vollends aber für ein glücklich liebend Paar ist „Raum auch in der kleinsten Hütte," sagt Schiller.

Als das Jahr 1607 und auch das Jahr 1608 zu Ende gegangen war, und auch das Jahr 1609 bereits zur Rüste ging, die Ernte auf den Feldern war bereits eingeheimst, Abraham hatte im Schulgarten von den Obstbäumen die letzten Birnen und Äpfel gepflückt und auf der Wiese blühten die Herbstzeitlosen, die Schwalben aber zogen nach Süden und die wenigen Störche, die in der Gegend zu finden waren, gleichfalls, da stellte sich im Schulhaus ein längst erwarteter Gast ein und ward froh empfangen, im Kirchenbuch aber vermerkte der Pastor, dem Herr Abraham Fleming von dem freudigen Ereignis Mitteilung gemacht, Tags darauf, nachdem der hohe Gast inzwischen auch getauft worden war: „1609 den 5. Octobris mane circiter horam 4 tam ward geboren zu Hartenstein Abraham Flemmigks ludi moderatoris sönlein; den 6. getauft nomine Paulus." So stehts noch heute im alten Kirchenbuch zu Hartenstein zu lesen, und so habe ich es selbst mit meinen eigenen Augen gesehen, so daß ich mich nicht genug wundern kann, daß früher in manchen Büchern, die über Paul Fleming berichten, auch der 17. Oktober und sogar der 17. Januar als Paul Flemings Geburtstag hat verzeichnet werden können. Auch die Paten des Kindes sind im Kirchenbuch verzeichnet, es ist niemand geringeres als die verwitwete Gräfin Katharina und deren damals freilich erst fünfzehn Jahre alter Sohn Hans Wolf, sowie der Amtsschösser Virgilius Jakob. Mit dem Patenamt nahm man es damals noch ernst und fand sich mit den daraus entspringenden Pflichten nicht leicht ab; dem kleinen Paul sind seine Paten

immer treue Berater und Gönner geblieben und die Gräfin Katharina scheint ihm besonders gnädig gesinnt gewesen zu sein; in einem Gedicht, welches er ihr später bei bestimmten Anlaß widmete, nennt er sie selbst seine gütige „Mutter."

So, das wäre nun das erste Kapitel meines Paul Fleming. Der geehrte Leser, der mir bis hierher treu geblieben ist, weiß nun, daß er am 5. Oktober 1609 zu Hartenstein geboren worden ist als der Sohn des damaligen Schulmeisters und Kandidaten des Predigtamts Abraham Fleming gebürtig aus Lichtenstein, und seiner lieben Ehefrau Dorothea einer geborenen Müller aus Gera. Auch zur Taufe haben wir ihn schon gebracht und zwar rechtzeitig und ohne vorhergegangene Mahnung, haben auch die sechs Wochen nicht abgewartet, welche dafür heute nachgelassen sind. Denn in der guten alten Zeit hatte man es mit der heiligen Taufe etwas eiliger und brachte die Kinder regelmäßig schon Tags nach der Geburt zum heiligen Sakrament, dieweil einen „Heiden" niemand gerne lange im Hause hatte. Also wäre soweit alles in Ordnung, und der Leser kann sich nun ein Weilchen ausruhen, bis ich ihm im zweiten Kapitel von unserem Helden und was sich mit demselben in Hartenstein noch weiter zugetragen hat, in Kürze des ferneren berichte.

Zweites Kapitel.

Kinderjahre.

Eine Mutter weiß von ihrem Liebling schon in den ersten Jahren seines Lebens gar viel zu berichten, sie belauscht alle Züge seines erwachenden geistigen Lebens und nimmt jeden Fortschritt in der Entwickelung seines Körpers mit Freuden wahr. Wenn liebe Verwandte, die Gevatterinnen und gute Freundinnen kommen, giebt es ganze Geschichten. In dieser glücklichen Lage bin ich meinem Helden gegenüber nicht, und wüßte ich selbst zu sagen, wie es ihm schon in der ersten Zeit ergangen, als er fast noch in der Wiege lag, so würde das doch kaum die Teilnahme der Leser erregen, denn so ein ungewöhnliches Kind, wie es z. B.

nach der bekannten griechischen Sage Herkules gewesen sein soll, der schon in der Wiege zwei große Schlangen erwürgte, die sich seinem Lager genähert hatten, war Paul Fleming natürlich nicht. Wir halten uns vorläufig also noch an den Vater und melden zuförderst von einer großen Ehre, die diesem noch im Geburtsjahr seines Sohnes, Ende 1609, widerfahren ist, indem er, wahrscheinlich auf Betreiben der Herrschaft auf dem Schlosse, um diese Zeit zum Hof- und Stadtdiakonus in Hartenstein ernannt ward. Die Gemeinde aber, die mit seinen Leistungen als Schulmeister zufrieden war und ihn wohl leiden mochte, legte ihm ganze fünf Gulden jährlich zu seiner Besoldung zu. Wer aber meint, das sei nicht viel gewesen, der täuscht sich, denn das Geld hatte damals einen ganz anderen Wert, so daß fünf Gulden damals mindestens soviel bedeuteten, wie etwa 100 Mark heute. Also fühlte sich Herr Abraham Fleming, der Schulmeister und Stadtdiakonus, beinahe als ein Krösus, und wir wollen nur hoffen, daß er sich damals nicht etwa gar auf das Schlemmen und Prassen verlegt hat.

Inzwischen wuchs der kleine Paul heran zur Freude seiner Eltern und aller guten Menschen. Groß ward er freilich nicht; er war, wie wir von ihm selber wissen, zeitlebens nur von kleiner Statur, aber sein freundliches rundes Gesicht, aus welchem die braunen Feueraugen leuchteten, umrahmten dunkle Locken, und so dürfen wir wohl annehmen, daß wenigstens seine Mutter der festen Überzeugung gewesen ist, das es ein schöneres Kind in der ganzen Welt nicht gäbe. Paul war wenig über zweiundeinhalb Jahr alt, als ihm am 28. April 1612 auch noch ein Schwesterchen geschenkt ward, das in der heiligen Taufe den Namen Sabina erhielt. Auch das Schwesterchen gedieh in der gesunden Luft des Gebirges und unter der sorgsamen Pflege treuer Eltern prächtig, und bald wuchs in ihm dem lebhaften Knaben eine muntere Gespielin heran.

Es ist nicht gleichgültig, wo ein Mensch das Licht der Welt erblickt hat; anders wirkt das Getriebe einer großen Stadt, anders ländliches Stillleben auf ihn ein. Der Gebirger fühlt sich anders gestimmt, als der aus dem Niederland stammende; wer in seiner Jugend Eindrücke von einer großartigen, ihn umgebenden Natur empfangen, hält diese dauernd fest. Wir sahen schon, daß in dieser Beziehung

unserem Paul Fleming das Los aufs Lieblichste gefallen. Als er größer und schon daran gedacht wurde, ihn in die Schule zu bringen, nahm ihn der Vater öfter mit auf kleinen Spaziergängen und zu Besuchen bei befreundeten Familien in der Umgebung. Er war häufiger Gast nicht bloß auf dem Schloß und in der nahen Pfarre zu Thierfeld, wo die Pfarrerin seines Schwesterchens Patin war, sondern kam gelegentlich wohl auch einmal in die Pfarre zu Wildbach, die fast eine Stunde von Hartenstein entfernt jenseits der Mulde hinter dem Wald auf einem hohen Berge liegt.

Es giebt kaum einen lieblicheren Ort als das Dörfchen Wildbach. Im engen, gegen das Ende von steilen Felsen eingeschlossenem Thale rauscht der Wildbach in jähem Fall der Mulde zu. Oben auf dem Felsen im Wald versteckt sieht man die Trümmer der alten Isenburg, gegenüber an der steilen Thalwand hoch über der Mulde öffnet sich ein Felsspalt oder ein Stollen, den nach Erz schürfende Bergleute einst dort gegraben haben mögen. Einst, als in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 Kunz von Kauffungen, schnöden Verrat übend, die Prinzen Ernst und Albrecht aus dem kurfürstlichen Schloß zu Altenburg geraubt hatte und mit ihnen der Grenze zuritt, versteckten in dieser Höhle Kunzens Genossen, Mosen und Schönfels, sich selbst und den Prinzen Albrecht, als die Verfolger ihnen schon tüchtig auf den Fersen waren. Als aber ihr Herr und Meister Kunz, der mit dem älteren Prinzen Ernst vorausgeeilt war und im Walde hinter Grünheim schon fast die böhmische Grenze erreicht hatte, dort durch den mutigen Köhler Schmidt, später Triller genannt, und Leute aus dem Kloster Grünhain überwältigt, seinen Raub hatte wieder hergeben müssen, und er selbst der verdienten Strafe zugeführt worden war, da lieferten auch Schönfels und Mosen den Prinzen Albrecht aus und gingen selber zu „ewiger Verbannung“ aus dem Land. Die Höhle aber heißt bis auf den heutigen Tag die „Prinzenhöhle.“ Kein Zweifel, daß auch Paul Fleming sie gesehen und daß die großartige Natur und der Ernst des Ereignisses, von dem der Vater dem wißbegierigen Knaben gewiß erzählt haben wird, auf dessen empfängliches Gemüt den tiefsten Eindruck gemacht haben werden. Sein Lieblingsspielplatz aber war der Strand der Mulde, da, wo dieselbe dem Städtchen Hartenstein am nächsten ist. Hierhin führte

der Vater den Knaben oft an schönen Sommertagen und ließ ihn zu Zeiten wohl auch im Flusse selber baden, plätschern und spielen. Paul Fleming selbst erinnert sich dessen später in einem schönen Gedicht, indem er singt:

Ach! daß ich mich einmal doch wieder sollt erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluß,
Da du so sanfte gehst in bergigten Gebüschen
Da, da mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß!
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
Aus deiner süßen Schoß, so fällt mirs doch noch ein,
Wie oft ich lustig hab' in deiner Flut geschwommen,
Mir träumet ofte noch, als sollt ich um dich sein!

Indes diese schöne Zeit und das fröhliche Spielen der Kinder in der Kirchgasse zu Hartenstein und unten im Thal an der Mulde sollte bald aufhören. Der kleine Paul war wenig über sechsundeinhalb Jahr alt, als des Vaters sehnlicher Wunsch, ein selbständiges Pfarramt übertragen zu erhalten, in Erfüllung ging. Am 8. Mai 1615 erhielt er die Berufung in das ebenfalls unter Schönburgischem Patronat stehende Pfarramt zu Topfseifersdorf bei Mittweida, welche Berufung am 15. desselben Monats vom Konsistorium in Leipzig bestätigt ward, und schon wenige Wochen später siedelte er mit der gesamten Familie nach der neuen Heimat über. Der Umzug ging nicht so leicht von statten, wie das wohl heute der Fall sein würde. Mehrere Tage brauchte man zur Reise, die auf holprigen Wegen die Mulde hinunter über Zwickau und Glauchau, über Waldenburg und Penig vor sich ging. Die Seifersdorfer hatten Wagen geschickt, den neuen Herrn Pfarrer abzuholen, Leiterwagen für das Gerät und geringe Mobiliar, denn damals unterschied sich die Einrichtung einer Pfarre noch nicht so wesentlich von der, welche die Bauern und geringeren Leute im Dorfe hatten, was vielleicht auch gut war, und eine Art große Kutsche oder Karrete für den Pastor und seine Familie. Als sich am dritten oder vierten Tage der Wagenzug dem Dorfe näherte, kam fast die ganze Gemeinde den Ankommenden entgegen, die Schulkinder sangen ein schönes Lied, und der alte Lehrer in kurzen Kniehosen, schwarzen, selbstgestrickten Strümpfen und weiten Schuhen mit Schnallen hielt eine Ansprache, auf die Hochwürden mit Würde und Freundlichkeit erwiderte. Inzwischen lugten

Paul und sein Schwesterchen Sabine neugierig aus dem großen Kasten heraus, den man damals eine Staatskutsche nannte, erschraken aber sehr, als nach Beendigung der beiderseitigen Ansprachen die jungen Burschen, die zum Teil beritten waren, sogar zu schießen anfingen. Es sollten das Freudenschüsse sein, die aus alten Reiterpistolen und einer unförmlichen Luntenbüchse abgegeben wurden.

Und nun kam eine Überraschung, aber auch Enttäuschung nach der anderen. Das Pfarrhaus, das sie jetzt beziehen sollten, war alt und baufällig und hielt den Vergleich mit dem stattlichen Schulhaus in Hartenstein nicht aus. Es hatte sogar schon gestützt werden müssen, und die Hinterwand und das Stallgebäude, wo ein paar magere Kühlein standen, hingen wie ein gichtbrüchiger Greis in hölzernen Krücken. Auch kann sich die Gegend an natürlicher Schönheit mit der Hartensteiner nicht messen. Gut, daß wenigstens die Saat auf den Feldern prächtig stand, und die Äpfel- und Birnbäume nach vorangegangener köstlicher Blüte reichlich Frucht angesetzt hatten. Das tröstete die Kinder, denn es stellte ihnen einen Herbst mit süßen Früchten und schäumendem Birnmost in Aussicht.

Dann lebte man sich allmählich, der Vater im Amt und die Mutter mit den Kindern in Haus und Garten ein. Aber die Mutter kränkelte jetzt und nach einem schweren Winter hatte Abraham Fleming um den Anfang des nächsten Jahres (1616) den frühzeitigen Tod des heißgeliebten Weibes, und die Kinder den der zärtlichsten, besten Mutter zu beklagen. Daß er sein „Weib Dorothea" verloren, „am 11. Februar früh morgens, als Tag und Nacht sich schieden," schrieb der Vater selbst mit blutendem Herzen und thränenden Augen in das Kirchenbuch ein.

Den Kindern die Mutter zu ersetzen, sah sich der Vater durch die Verhältnisse selbst genötigt. Noch vor Ablauf des Sterbejahres, am 11. November 1616, führte der kaum dreiunddreißigjährige Witwer die Witwe des Diakonus Köhler zu Mittweida, Ursula, eine geborene Zehler aus Freiberg, als seine zweite Gemahlin heim. Er hätte keine bessere Wahl treffen können. Die Stiefmutter nahm sich der Kinder mit der größten Sorgfalt an und sorgte für dieselben mit zärtlicher Liebe. Namentlich der kleine Paul gewann ganz ihr Herz, sie lebte nur für ihn und als er sich im Sommer

1632 von den Eltern verabschiedete, um seine orientalische Weltreise anzutreten, da konnte sie das lange nicht überwinden, sie fing an zu kränkeln und starb noch vor Ablauf des Jahres 1633. Paul Fleming selbst nahm an, daß durch seine Abreise ihr Tod beschleunigt worden wäre, und beklagte die Heimgegangene tief und aufrichtig. Der geneigte Leser aber wird finden, daß hier wenigstens das übliche Gerede von der Lieblosigkeit und Härte der Stiefmütter nicht zutrifft, sondern das gerade Gegenteil ist der Fall. Man sollte also das thörichte Geschwätz, durch welches nur Bitternis angerichtet und denen, die nach Gottes Willen verwaisten Kindern die leibliche Mutter zu ersetzen berufen sind, ihr Werk erschwert wird, lieber lassen und es machen wie jener Knabe, der dem Lehrer auf seine Frage. „Ob er nicht auch eine Stiefmutter habe“ rasch die Antwort gab: „Nein, nicht eine Stiefmutter, aber eine zweite.“

Drittes Kapitel.

Schuljahre.

Den ersten Unterricht des Knaben hatte, wie es scheint, der Vater selbst übernommen, höchstens daß ihn der Kinderlehrer dabei unterstützte, der dem kleinen Paul nach der Buchstabiermethode das ABC und daneben die Anfangsgründe des Schreibens beigebracht haben mag. Vom zehnten Lebensjahre ab brachte Abraham Fleming sein Söhnlein in das nahe Mittweida, damit er dort die Bürger- oder Lateinschule, welche eben damals unter einem gewissen Magister Fliher in ziemlicher Blüte stand, besuche. Obwohl der Weg von Topfseifersdorf bis Mittweida für die kleinen Beine des kleinen Paul schon ziemlich lang war, nämlich fast anderthalb Stunde, so dachte doch kein Mensch daran, den kleinen Studenten etwa einer Familie in Mittweida zu übergeben. Er mußte den Weg zwischen der Stadt und seinem Heimatdorf täglich und zumeist wohl mehrmals zurücklegen und — zur Beruhigung ängstlicher Gemüter teile ich das hier gleich mit — die geringe Anstrengung hat ihm nichts geschadet, sondern ist ihm im Gegenteil ganz gut be-

kommen. Die Söhne waren eben damals noch nicht nervös, nicht blutarm oder nervenschwach, und ihre Väter und Mütter nicht übertrieben ängstlich. Man mutete sich selbst und darum auch den Kindern etwas zu, und alle Teile standen sich schließlich gut dabei.

Was den Unterricht selbst anlangt, den unser Paul in Mittweida erhielt, so bildeten den Mittelpunkt desselben Religion und Latein. Das letztere lernten die Knaben fast eher und jedenfalls gründlicher, als ihre Muttersprache. Ob das gut war oder nicht, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Alles hat seine Zeit, damals beherrschte das Lateinische die Welt. Es war die Sprache der Gelehrten nicht bloß, sondern der Gebildeten überhaupt, auch die Sprache des Hofes und der Diplomatie. Die lateinische Sprache schied das deutsche Volk fast in zwei Klassen; wäre nicht das deutsche Kirchenlied und Luthers Bibelübersetzung gewesen, in denen sich beide zusammenfanden, ich fürchte, die Kluft wäre auf lange unüberbrückbar geworden. Nach dem dreißigjährigen Krieg sank zwar die Wertschätzung der lateinischen Sprache etwas, aber dafür kam das Französische auf. Das war vielleicht noch weniger gut. Mich wenigstens dünkt, das deutsche Volk sei damit noch mehr bestraft gewesen, und gleichsam vom Pferd auf den Esel gekommen. Indes, das sei nun, wie ihm wolle; als Paul Fleming in die Schule ging, stand das Latein im Mittelpunkt alles Interesses, die Kenntnis dieser Sprache war der silberne Becher, mit dem man aus dem Bronnen des Wissens schöpfte, der Schlüssel, mit dem man sich die Thüre zum Eintritt in alle Ämter und in alle Gesellschaftskreise öffnete. Also lernte auch Paul Fleming in Mittweida zunächst nur Latein, und zwar mit solchem Eifer und Erfolg, daß er sich in dieser Sprache bald nicht bloß mündlich geläufig ausdrücken lernte, sondern sie auch schrieb und sogar auch darin dichtete. Da verriet sich in ihm die poetische Anlage; sein Lehrer, der biedere Fliher, hielt Pauls lateinische Verse für so gelungen, daß er ihm darauf hin die „Unsterblichkeit" prophezeite und dem Vater bei einem gelegentlichen Besuch, den er ihm an einem schönen Sonntag Nachmittag auf seiner ländlichen Pfarre abstattete, im Vertrauen den Rat gab, er solle seinen Paul nunmehr von der Mittweidaischen Schule wegnehmen, da er hier nichts mehr lernen könne. Nicht

alle Schulmeister waren damals und sind heute noch so bescheiden und so ehrlich dazu, wie der treffliche Fliher.

Wann Abraham Fleming Flihers Rat befolgt, läßt sich nicht bestimmt sagen. Spätestens Ostern 1623, vielleicht aber auch schon 1622 im Herbst, brachte er aber seinen Sohn auf die Thomasschule nach Leipzig. Ich höre, daß unter den Fürstenschülern in Meißen, die ja auch den Vater Noah, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den in Meißen verbreiteten Weinbau, als einen von den Ihren in Anspruch nehmen, das Gerücht verbreitet sei, daß Paul Fleming seiner Zeit die Fürstenschule in Meißen studierenshalber besucht habe. Auch wird das so in einigen früheren Werken über Paul Fleming berichtet. Dem muß aber widersprochen werden. Wir streiten der altehrwürdigen Afrana, denn so heißt man die Fürstenschule zu Meißen, nicht den Ruhm ab, einen Gellert und Lessing der deutschen Nation gegeben zu haben, meines Vettern ganz zu geschweigen, der vor einigen Jahren dort abgegangen und jetzt schon wohlbestandener Kandidat und Hauslehrer ist, und einst gewiß auch noch ein großes Kirchenlicht werden wird. Aber mit dem Paul Fleming ist es nichts, den müssen sie schon der Thomana in Leipzig lassen. Der ganze Irrtum rührt aber daher, daß sich Paul Fleming in einzelnen seiner lateinischen Gedichte Paulus Flemingus Missnensis unterschrieben hat. Dadurch wollte er sich aber nur als einen Angehörigen des Landes „Meißen," also des heutigen Sachsen bezeichnen, wie er sich sonst wohl auch Hartensteinnensis, einen Hartensteiner, oder Variscus, einen Vogtländer nennt. Denn Hartenstein gehörte dazumal zum vogtländischen Kreis des alten Kurfürstentums.

In die Thomasschule trat Paul Fleming als alumnus ein. Alumnus heißt ein „Kostknäblein." Diese Kostknäblein erhalten Wohnung und die volle Kost in der Schule selbst, und haben dies und auch den Unterricht frei, sie sind aber dafür dem Kantor unterthan und unter dessen Leitung zum Kirchendienst in der berühmten Thomaskirche verpflichtet. Es werden also nur musikalisch hoch begabte Knaben dazu ausgelesen, und diese bilden den noch heute berühmten Thomanerchor. Der Aufführung einer Motette in der Thomaskirche beizuwohnen, ist für jeden Musikverständigen ein Hochgenuß. Die Stadt Leipzig erwählt zu Kantoren oder Musik-

direktoren an der Thomasschule nur die allerberühmtesten Leute, Männer, die als Komponisten und Dirigenten bereits einen großen Ruf haben. So ist heute der große Musiker Dr. Rust Kantor an der Thomasschule, früher waren es Schicht, Johann Sebastian Bach und andere, beim Eintritt Paul Flemings in die Schule aber der berühmte Johann Hermann Schein.

Schein war ein Landsmann Paul Flemings, gebürtig aus Grünhain im Erzgebirge. Als Sohn eines Pfarrers hat er daselbst am 20. Januar 1586 das Licht der Welt erblickt. Er nahm sich des talentvollen Knaben mit großer Liebe an und übte auf ihn den größten Einfluß aus. Schein war selbst nicht bloß Komponist, sondern auch Dichter, und hat als solcher eine ganze Reihe nicht bloß weltlicher, sondern auch geistlicher Gesänge gedichtet. Von den letzteren bewahrt eins unser Landesgesangbuch auf. Es ist das schöne Sterbelied: „Mach's mit mir Gott nach deiner Güt." Nach Schein bildete sich Paul Fleming; wenn die Mehrzahl seiner Lieder etwas so Melodiöses und Singbares haben, so dürfte dies dem Einflusse Scheins zuzuschreiben sein. Leider starb Schein schon früh im Jahre 1631 kaum 45 Jahre alt. Paul Fleming betrauerte ihn aufrichtig und tief und widmete seinem Andenken einige Gedichte und Lobsprüche, die mit der Leichenpredigt, welche dem Verstorbenen sein Beichtvater, der Professor der Theologie Dr. Höpfner hielt, gedruckt und dadurch erhalten worden sind.

Viertes Kapitel.

Studentenjahre.

Im Jahre 1628 bezog Paul Fleming die Universität und zwar in der Absicht, Medizin zu studieren. Was ihn bestimmt hat, gerade diesen Beruf sich zu erwählen, wissen wir nicht. Es ist gewiß etwas sehr Schönes, seine Dienste der leidenden Menschheit zu widmen und deren Krankheiten und Gebrechen zu heilen. Ärzte waren zu allen Zeiten hoch angesehen und oftmals wartete ihrer große Ehre und

reicher Lohn. Dat Galenus opes sagten die Alten, d. h. ein tüchtiger Arzt bringt es zu Etwas und wird reich. Galenus war nämlich ein großer Lehrer der Arzneiwissenschaft. Indes dürfen wir von Fleming annehmen, daß ihn nicht Ruhm- oder wohl gar Habsucht zum Mediziner habe werden lassen. Wahrscheinlicher ist es, daß ihn die Liebe zur Natur der Medizin in die Arme getrieben habe, denn die Naturwissenschaft ist mit der Arzneikunde eng verbunden und wurde in jenen Zeiten überhaupt kaum getrennt gelehrt. Die Medizin schloß die Naturkunde mit ein.

Wie sehr Fleming die Natur liebte, geht aus unzähligen Stellen in seinen Schriften hervor; für ihre Schönheit, wie für ihre Geheimnisse hat er Sinn und Verständnis. Namentlich häufig begegnen wir in seinen Gedichten den zu seiner Zeit beliebtesten Blumen. Neben Blumen, die auch heute noch hoch in Ansehen stehen, der Rose, Tulpe, Lilie, Nelke u. s. w. werden auch schlichtere Blümchen, wie Anemonen, Tausendschönchen, Veilchen u. s. w. viel genannt. Daneben aber spielen auch die starkriechenden Kräuter, wie Lavendel, Thymian und Münze eine große Rolle, alles Pflanzen, die man heute fast nur noch in den Sträußchen findet, welche die Bäuerinnen mit in die Kirche nehmen, teils zum Schmuck und teils, um daran zu riechen, wenn sie ein Schläfchen ankommen will. Am meisten aber fällt dem, der Flemings Gedichte auf Blumennamen durchsucht, auf, daß dort mitten unter den Blumen, mit denen die Gärten geziert sind, auch der Klee und sogar „fetter Schmergel,“ der goldgelbe Hahnenfuß, ehrenvoll mit erwähnt wird. Man war eben damals genügsamer als heute, auch in diesem Punkte. Vielleicht giebt es aber heute noch Leute, denen unsere Wiesenblümchen besser gefallen, als die künstlichen Erzeugnisse des Treibhauses und alle die prunkenderen Blüten, die man aus fernen fremden Ländern mit der Zeit auch in Deutschland eingeführt hat.

Paul Fleming nahm sein Studium sofort mit großem Eifer auf. Er machte es nicht wie soviele angebliche Musensöhne, die es aber weniger mit den Musen, als mit der Muße halten, erst das erste Semester vertrödeln und darnach das zweite und dritte auch. Das war aber um so höher zu schätzen, weil damals eine ziemlich lockere Zeit war, und die Roheit und Sittenlosigkeit auf den Univer-

sitäten täglich zunahm. Der dreißigjährige Krieg, der nun schon über zehn Jahre lang Deutschland verwüstete und allbereits auch den sächsischen Landen drohend näher kam, vernichtete nicht bloß den Wohlstand der Nation, sondern beeinflußte auch ungünstig ihre Sitten. Die fremden Krieger, die aus Welschland, wie aus Ungarn und Kroatien zuströmten, brachten schlimme Gewohnheiten mit, und die verschiedensten Laster wurden allgemein. Das Tabakrauchen war damals noch nicht lange erst aufgekommen, und das Saufen, das ohnedies der Erbfehler der Deutschen ist, ward womöglich noch toller als zuvor. Namentlich unter den Studenten waren damals die greulichsten Laster im Schwunge, „das Hauen, Stechen, Saufen und Schandieren," so daß es einem christlichen Vater angst und bange werden mußte, wenn er seinen Sohn auf Universitäten schickte. Auch trieb man damals eine arge Verschwendung mit Kleiderpracht, trug Hosen so weit und pluddrig, daß wohl an die fünfzig Ellen Tuch zu einer einzigen verschnitten werden mußten, gestickte Wämser und kostbare Spitzenkragen u. dergl. m. Kurz, wenn es jetzt heißt: „Studenten kosten Geld!" so hieß es damals erst recht so. Das wollen wir den heutigen Vätern zum Trost, ihren Herren Söhnen aber, den Studenten, zur Nachachtung sagen, nämlich, daß sie es besser machen sollen. Fleming aber hielt in allem Maß und war weder liederlich, noch ein Duckmäuser, arbeitete zu seiner Zeit und genoß zu seiner Zeit erlaubte Freuden. In diesem löblichen Thun bestärkte ihn sehr ein Stubennachbar, an den er sich früh anschloß, ein älterer Student der Medizin aus Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz in Schlesien namens Gloger.

Gloger war blutarm. Der Krieg hatte Schlesien in den letzten Jahren arg heimgesucht, seine Eltern waren um Hab und Gut gekommen und sogar um ihres Glaubens willen aus der Heimat verjagt worden. Von zu Hause konnte Gloger schlechterdings keine Unterstützung erhalten. Gloger fristete sein Leben notdürftig, indem er in wohlhabenden Bürgersfamilien den Kindern Privatunterricht gab. Die Zeit, die er auf diese Weise seinen medizinischen Studien bei Tage entzog, suchte er durch Nachtarbeit wieder einzubringen. Das untergrub seine sonst gute Gesundheit. Paul Fleming schloß sich an den volle sechs Jahre älteren

Freund mit der ganzen Wärme seiner feurigen, für alles Gute und Schöne leicht zu begeisternden Seele eng an. Er spricht von ihm in Ausdrücken der größten Verehrung, nennt ihn seinen Führer auf den Pfaden, die in das Heiligtum der Wissenschaften führen, und seinen Pylades.

Was beide besonders aneinander fesselte, war die gemeinsame Liebe zur Dichtkunst. Noch immer dichtete Paul Fleming vorzugsweise in lateinischer Sprache; in dieser wußte er sich fast geläufiger auszudrücken, als in der Muttersprache. Noch bestand das Vorurteil, daß das Latein eine vornehmere Sprache sei, fast allein würdig von denen, die sich gelehrten Studien widmeten, gebraucht zu werden. Die deutsche Sprache ward daneben fast verachtet. Man hatte ihren Reichtum, ihre Tiefe noch nicht erkannt. Nur im Volkslied und im Kirchenlied, welch letzteres aber damals wieder zu besonderer Blüte gelangte, fand sie auch in der Dichtkunst eine bescheidene Anwendung. Wo die Freude unmittelbar aus der Tiefe des Gemütes quillt, wo Schmerz und Klage laut werden will, wo der Mund sich öffnet zum Lobpreis Gottes, oder in den Nöten und Fährlichkeiten der Zeit beim Herrn der Heerscharen Hilfe sucht und seines Trostes gewiß werden will, da werfen wir die Maske der fremden Sprache ab und zeigen in der lieben, trauten Muttersprache unser wahres Gesicht.

Auch Gloger verstand es, lateinische Verse zu machen, wenn es ihm auch nicht ganz so wohl, wie dem jüngeren Freunde gelang, aber er versuchte sich daneben auch in deutschen Gedichten und wies auf den größeren Wert der Muttersprache den jüngeren Genossen, dessen größere dichterische Begabung er schon früh erkannt hatte, ausdrücklich hin. Glogers Vorliebe für die deutsche Dichtkunst war die Folge seiner landsmannschaftlichen Beziehungen zu Martin Opitz von Boberfeld, dem Begründer und Führer der sogenannten schlesischen Dichterschule. Es ist das unleugbare Verdienst Opitzens, daß er in einer Zeit, wo das Latein wieder einmal die herrschende Sprache Europas werden zu wollen schien und auch die Deutschen in ihr Joch gespannt hatte, auf den Wert der Muttersprache aufmerksam gemacht und ihrer Pflege auch in der Dichtkunst das Wort geredet hat. Indem er zugleich feste Regeln für ihren Gebrauch gab und zeigte, daß auch die deutsche Dichtkunst, ähnlich wie die

lateinische, lehr- und lernbar, nicht ausschließlich und allein von der Begabung abhängig sei, machte er den Leuten Lust und Mut, es mit derselben zu versuchen, und ging selbst mit einem guten Beispiel voran.

Zunächst schlossen seine Landsleute sich an ihn an und gründeten die erste schlesische Dichterschule. Dann folgten andere nach, und bald erscholl es in dem deutschen Dichterwald wieder von allen Zweigen. Freilich hatten nicht alle Vögel, die sich da hören ließen, auch wirklich Beruf zum Singen. Neben dem Zwitschern und Tirilieren, dem Pfeifen und Schlagen der Amseln, Nachtigallen, Finken und Lerchen erhob sich, und übertönte sogar zu Zeiten die anderen Stimmen, das mißtönige Geschrei der Sperlinge. Aber es ward doch wieder Leben, daß die gelehrten Eulen und Käutzchen in ihren hohlen Bäumen sich versteckten und ihr lateinisches Gekrächze verstummte, denn die Nacht war vorüber und der Morgen brach an. Auf Opitz hielten auch die in Leipzig studierenden Schlesier und mit ihnen Gloger die größten Stücke und thaten sich nicht wenig auf ihn zu gute. Als derselbe im September 1630 auf der Durchreise nach Paris, wohin er sich im Auftrage seines damaligen Brotherrn, des Grafen von Dohna zu begeben hatte, einige Tage in Leipzig weilte, holten ihn die Schlesier daselbst feierlich ein und suchten ihn in jeder Weise zu ehren. An die Schlesier aber schloß sich Fleming dru ch Glogers Vermittelung an, und so ward auch er mit dem Dichterfürsten bekannt und durch ein paar freundliche Worte, die ihm derselbe in sein Stammbuch schrieb, ausgezeichnet und beglückt.

Die Sitte der Stammbücher war das ganze 17. Jahrhundert hindurch und noch lange nachher sehr in Geltung. Wer nur immer auf Bildung Anspruch machte, führte ein solches und ließ sich von Freunden, namentlich aber von Gelehrten und berühmten Personen, wenn er es irgendwie erreichen konnte, einen Eintrag darein machen. Meist wählte man einen Bibelspruch, einen deutschen oder lateinischen Vers, gab Eigenes oder Fremdes. Auch Malereien kamen darinnen vor, Wappen, Blumen und dergleichen. Stammbücher aus jener Zeit haben um der darin eingetragenen Namen willen oft einen großen Wert. Opitz stiftete für Flemings Stammbuch ein paar lateinische Verse,

nicht besonders gute, in denen er auf Flemings Wahlspruch oder symbolum anspielt und ihn ausdeutet. Flemings Wahlspruch war das Lateinische: Festina lente, Eile mit Weile. Er scheint diesen Spruch lediglich aus dem Grunde sich erkoren zu haben, weil die Anfangsbuchstaben der beiden Worte die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens sind (F. l. = Fleming). Solche Spielereien mit Buchstaben und Worten liebte man damals.

Der Freundschaftsbund mit Gloger, der Fleming so hoch beglückte und eine Quelle fortwährender Anregung und Belehrung für ihn wurde, ward leider früh gelöst. Als im Oktober 1630 die Pest in Leipzig wütete, erkrankte auch Gloger und ward nach wenigen Tagen von einem hitzigen Fieber dahin gerafft. Fleming bedauerte den Tod des geliebten Freundes lange und tief. Er widmete dem Andenken desselben eine ganze Reihe lateinischer Gedichte und erwähnt ihn oft auch später noch in seinen deutschen Liedern. Mit Gloger ward dem Kreise der Freunde, an die sich Fleming angeschlossen, sein eigentlicher Mittelpunkt genommen, keinen anderen hatte er so innig wie diesen geliebt.

Noch eine andere Wunde schlug um jene Zeit der Tod dem Herzen Flemings. Ein junges Mädchen, dem er seine Liebe zugewandt, ward das Jahr zuvor von der Pest dahingerafft. Fleming giebt ihr in seinen Gedichten den Namen Rubella. Er singt von ihr in der später gedichteten „Elegie an sein Vaterland“:

> Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
> Rubelle, von Gestalt und Sitten hochgenannt,
> Dieselbe hatte mir die Pest auch aufgerieben:
> Doch hat sich ihre Frucht in mir sehr reich besamt.

Die letztere Bemerkung bezieht sich auf eine größere Anzahl lateinischer Gedichte, welche Paul Fleming später in Erinnerung an die Geliebte gedichtet und auch herausgegeben hat. Eine individuelle Färbung tragen aber diese Gedichte nicht, es sind Nachahmungen bekannter lateinischer Gedichte aus früherer Zeit, gelehrte Spielereien, die wohl die fabelhafte Gewandheit Flemings in der Beherrschung der lateinischen Sprache und auch dichterischen Schwung zeigen, in sein Herz aber einen Einblick nicht gestatten. Eben daraus aber und daß Fleming zur Verherrlichung

der Geliebten überhaupt die lateinische Sprache gewählt, schließen wir, daß es sich damals für ihn um eine tiefere, leidenschaftlichere Liebe, um ein wirkliches engeres Verhältnis nicht gehandelt haben kann. Leicht begeistert wird er nur eben für irgend ein schönes und tugendhaftes Mädchen, das er etwa im geselligen Kreise kennen gelernt, ein gewisses Interesse gefaßt, für sie, wie man zu sagen pflegt ein wenig geschwärmt haben. Auch das genügte, um die Saiten seines Herzens erklingen zu machen, und so entstanden eine Reihe von Liedern gleichsam von selbst.

Wer diese Rubella gewesen, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Ob er mit dem Namen Rubella (die kleine Rote) nur auf ihr rotes Mündlein oder rote Wänglein hat anspielen wollen, oder ob er gar ihren Familiennamen damit meint, so daß sie etwa die Tochter eines „Rot" oder „Rote" gewesen wäre, müssen wir gänzlich dahingestellt sein lassen. Einen berühmten Arzt dieses Namens Dr. Sebastian Rot gab es freilich damals in Leipzig, aber ob derselbe überhaupt Töchter gehabt hat und ob eine davon Paul Flemings Geliebte gewesen sein kann, das wissen wir nicht, kümmert uns auch nicht, denn wir lieben Paul Fleming viel zu sehr, als daß wir ihm eine Behandlung angedeihen lassen möchten, wie gewisse Goetheforscher dem weiland Goethe, der nach unserem bescheidenen Dafürhalten auch nichts dadurch gewonnen hat, daß gewisse Leute allzu eifrig den Geheimnissen seines Lebens nachgespürt haben. Um aber jedem Mißverständnis vorzubeugen, und insbesondere zu verhüten, daß die des Latein Kundigen aus gewissen Stellen der der Rubella von Paul Fleming gewidmeten lateinischen Lieder auf ein allzu intimes Verhältnis des Dichters zu ihr schließen möchten, wollen wir nochmals ausdrücklich bemerken, daß man die Sache jedenfalls nicht zu ernst zu nehmen hat. In solchen Poesien sieht manches schlimmer aus als es in Wahrheit war oder ist; es ist damit ähnlich wie mit den bekannten Rheinweinliedern der Hainbundsdichter, der Voß, Hölty u. s. w. oder des guten Matthias Claudius. Das klingt, als hätten sie wüste Gelage veranstaltet und ganze Eimer getrunken; die armen Teufel hatten es aber gar nicht dazu, tranken Wasser und tauchten Mondschein hinein; da ward den Schwärmern das Wasser zu Wein. Ich bin selbst ein ganz klein wenig Dichter und verstehe mich darauf; die geneigten

Leser dürfen mir also aufs Wort glauben, was ich da von Paul Fleming sage.

Nach der Rubella und namentlich Glogers Tod mag Fleming wohl noch ernster geworden sein und die Zusammenkünfte mit den Freunden seltener. Doch gingen sie nach wie vor an schönen Sommernachmittagen gemeinsam ins Freie, suchten das Rosenthal, Gohlis und Pfaffendorf oder auch Schönefeld auf. Dort legten sie sich ins grüne Gras oder unter einen fruchtbeladenen Baum, oder sie spielten Kegel, oder sangen und musizierten. Paul Fleming, der eine schöne Stimme hatte und von der Thomasschule her die nötige Übung, hielt sehr auf Gesang und war auch ein großer Freund von allerlei Saitenspiel. Die Laute, Gambe und Pandora waren ihm bekannt, bekannte Künstler auf diesen Instrumenten werden öfter in seinen Liedern erwähnt. Bei solchen Ausflügen, die man gerne zur Feier etwa eines Geburtstages oder auch des bloßen Namenstages eines der Freunde unternahm — der Paul Flemings ward zweimal im Jahr, auf Pauli Bekehrung und auch auf Pauli Kettenfeier gefeiert —, gings dann oft lustig her. Oft zwar begnügte man sich mit einer bloßen Semmelmilch, zuweilen aber sprach man auch dem Bier zu oder verstieg sich sogar zum Wein, Fleming nennt uns in seinen Liedern aus jener Zeit rheinischen, spanischen aus Alicante und sogar Malvasier. Wie lieb die Freunde den Paul Fleming hatten, das geht aus zahlreichen Gedichten hervor, die sie bei verschiedenem Anlaß ihm widmeten. Sie rühmen seine bewährte Treue, seinen hilfsbereiten Sinn und gedenken oft mit großer Bewunderung auch seiner Kunst, in der er es ihnen allen zuvor that. Sie fühlten, daß er der Größte unter ihnen sei, obschon er der Statur nach der Kleinste unter ihnen war, wie er selbst scherzend einmal erzählt.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg.

Nicht bloß Glogers Tod, der im Oktober 1631 erfolgte, sondern auch die Schrecknisse des Krieges versetzten damals

die Freunde in Verwirrung und Trauer. Es ist bekannt, daß der Kriegslärm, nachdem sich derselbe schon im Jahre 1618 erhoben und bereits mehr als die Hälfte alles deutschen Landes durchtobt hatte, den Grenzen Sachsens anfänglich fern geblieben war. Das verdankte man der Politik des Kurfürsten Johann Georg, der sich trotz seiner Stellung als evangelischer Fürst und obwohl das Evangelium damals in Gefahr war, wieder ausgelöscht zu werden, anfänglich doch mit dem Kaiser noch vertrug und ihm vorübergehend sogar Hilfe leistete. Im Jahre 1631 aber, als die Not der Evangelischen aufs Höchste gestiegen und die Gefahr völliger Unterdrückung derselben groß war, erschien der Schwedenkönig Gustav Adolf zu ihrer Rettung. Er landete an der Pommerschen Küste (6. Juni), nahm an der Oder heraufziehend Frankfurt ein und wollte von da zum Ersatz Magdeburgs eilen, das die kaiserliche und Ligistische Armee damals unter Tilly eng umschlossen hielt. Zuvor aber mußte er, um nicht Gefahr zu laufen, im Rücken angegriffen zu werden, mit Brandenburg und Sachsen wegen eines Anschlusses an ihn verhandeln. Das hielt ihn auf. Da fiel Magdeburg am 3. August 1631. Es ward erstürmt und von den rach- und beutegierigen Siegern völlig verwüstet. Greuel, wie sie damals verübt worden sind, zu erzählen, sträubt sich die Feder. Jede Schandthat wurde von den entmenschten Horden straflos verübt; Mord und Brand wüteten in der Stadt, bis dieselbe zuletzt nur noch ein Schutthaufen war.

Da ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland, und unter dem Eindruck des Geschehenen und für sein eigenes Land besorgt, schloß nun auch Kurfürst Johann Georg mit den Schweden rasch ein Bündnis. Inzwischen rückte Tilly und Pappenheim, der gefürchtete Reitergeneral, in das Kurfürstentum Sachsen ein. Halle, Merseburg und Naumburg wurden genommen und mit Brandschatzung arg heimgesucht. Dann wälzte sich das wilde Heer wie eine gewaltige Schlange voll Gift und Geifer gegen Leipzig, vor dessen Thoren es im August erschien. Nach mehrtägiger Belagerung nahm Tilly die Stadt und legte ihr eine gewaltige Kontribution auf.

Unter den Lieferungen, die er ausschrieb, waren namentlich auch Gewürze, Konfekt und ähnliche Dinge in großer

Menge. Man erzählte daher später spottend, Tilly habe damals bei Leipzig ein großes „Festbankett" veranstalten wollen. Zu einem solchen kam es denn auch in der That, doch verlief dasselbe nicht nach seinem Wunsche. Man wartete ihm, anstatt mit Konfekt mit Flinten- und Kanonenkugeln auf und statt des roten Weines floß das Blut in Strömen. Die Schweden waren herbeigeeilt und hatten sich mit der kurfürstlichen Armee, die ebenfalls in die Nähe von Leipzig gerückt war, vereinigt. Tilly zog ihnen entgegen. Im September kam es bei Breitenfeld, einem Dorfe nördlich von Leipzig, zur Schlacht. Die Nacht vorher hatte Tilly in eines Totengräbers Hause zugebracht. Das schien von übler Vorbedeutung zu sein. In der That ward Tilly völlig geschlagen; er verlor 7000 seiner besten Streiter und wäre selbst beinahe gefangen genommen worden. Der Ruf der Unbesieglichkeit, in welchem er bisher gestanden, war ein für allemal dahin. Jetzt sang man dem einst so Gefürchteten Spottlieder nach, als er in fluchtähnlicher Eile sich dem Süden zuwandte. Die Schweden folgten ihm auf dem Fuße nach. Sie drangen am Maine, in der „Pfaffergasse," sagte das Volk spöttisch, indem es an die reichen Stiftungen und Klöster am Main, Bamberg, Würzburg u. s. w. dachte, mit überraschender Schnelle vor und wandten sich dem Rheine zu.

In der Zwischenzeit herrschte in Sachsen verhältnismäßige Ruhe. Unsere Freunde in Leipzig nahmen ihre Arbeiten mit gewohntem Fleiße wieder auf. Paul Fleming wünschte die Würde eines Doktors der Philosophie zu erwerben und bereitete sich hierauf vor. Da näherte sich gegen den Herbst des Jahres 1632 der Krieg wieder den Thoren Leipzigs. Tilly war am Lech gefallen, Wallenstein stand wieder an der Spitze der kaiserlichen Truppen. Bei Nürnberg hatten Wallenstein und der Schwedenkönig einander gegenüber gelegen, ohne sich im Kampf zu messen, dann zog Wallenstein nach Norden und Gustav Adolf folgte ihm. Am 16. November standen sie einander in der Nähe von Leipzig, nämlich bei Lützen, wieder gegenüber und es kam zu jener denkwürdigen Schlacht, in welcher Gustav Adolf zwar das Leben verlor, aber den Sieg behielt. Die Bestürzung und Trauer war allgemein. Der Stern, der so hell im Norden aufgegangen war, war verblichen, der Retter der

Evangelischen aus schwerer Bedrängnis war tot. Paul Fleming widmete dem Andenken des unbesieglichen Königs eine Reihe tiefempfundener Gedichte, mit den Besten der Nation betrauerte er den frühen Hingang des großen Helden, mit ihnen teilte er die Sorge um des Vaterlandes ferneres Geschick. Schon damals tauchte in seinem Herzen der Gedanke auf, dem Vaterlande, das unrettbar verloren schien, und dem er persönlich nichts mehr glaubte nützen zu können, den Rücken zu kehren und in der Fremde sein Glück zu versuchen.

Es kam das Jahr 1633. Jetzt endlich, am 2. Mai, konnte er das Examen als philosophischer Doktor machen, das er glänzend bestand. Unter den Männern, die ihn prüften, war Adam Olearius, damals Konrektor an der Nikolaischule und Assessor in der philosophischen Fakultät der Universität, ein für seine Zeit bedeutender Mathematiker. Derselbe stammte aus Aschersleben in der jetzt preußischen Provinz Sachsen, die aber damals noch kursächsisch war. Dort war er als der Sohn eines ehrbaren Schneidermeisters im Jahre 1600 geboren. Er war also neun Jahre älter als Fleming. Sein eigentlicher Name war Oelschlegel. So hieß sein Vater und Großvater und die ganze lange Reihe seiner Ahnen. Seit er aber hohe Schulen besucht und sich den Ruf großer Gelehrsamkeit erworben hatte, änderte er, der Sitte oder Unsitte der Zeit folgend, seinen guten deutschen Vaternamen in den für vornehmer gehaltenen Namen Olearius um.

Olearius fand an dem liebenswürdigen Jüngling, der sich ihm zudem bei der Prüfung durch den Reichtum seiner Kenntnisse und durch große Gewandtheit in der sprachlichen Darstellung sehr empfohlen hatte, großes Gefallen. Er würdigte ihn seiner näheren Bekanntschaft ja Freundschaft, und machte ihn zum Vertrauten seiner eigenen, weitausschauenden Pläne. Der Herzog Friedrich III. von Holstein Gottorp trug sich damals mit dem Gedanken, dem infolge des Krieges und aus anderen Gründen darnieder liegenden Handel in seinen Landen dadurch wieder aufzuhelfen, daß er Handelsverbindungen mit Rußland und Persien anknüpfte und so die Waren des Orients nach seinem Reiche leitete. Zu diesem Zwecke sollte eine Gesandtschaft an den Zar nach Moskau und an den Schah in Ispahan abgesandt werden. Ein Eis-

lebener, Krusius mit Namen, ein redegewandter Mann und tüchtiger Jurist, war als erster Gesandter in Aussicht genommen. Olearius kannte den Krusius und bewarb sich bei ihm um eine Anstellung bei der Gesandtschaft. Ein junger Holsteiner aus angesehener Familie, der damals in Leipzig studierte und dort wohl ein Schüler des Olearius gewesen war, unterstützte das Gesuch, ja, seine Empfehlung hat vielleicht das Beste gethan, denn Kihlmann, so hieß der junge Mann, stand bei Herzog Friedrich III. in großer Gunst und ward bald darauf, trotz seiner jungen Jahre, des Herzogs Kanzler. Kurz und gut, Olearius hatte mit seiner Bewerbung Erfolg und erhielt die Zusicherung, daß man ihm, wenn die Gesandtschaftsreise wirklich zur Ausführung käme, als Rat und Sekretär den Gesandten beigeben wolle. Als solcher sollte er auch den wissenschaftlichen Teil der Reise übernehmen, Beobachtungen machen, das Beobachtete schriftlich ausarbeiten und überhaupt eine Beschreibung der ganzen Reise anfertigen. Daß sich Olearius dazu, wie kein anderer eignen würde, war von vornherein klar. Denn er war ein großer Mathematiker, tüchtiger Astronom, wohlbewandert im Aufnehmen und Zeichnen von Karten, in Natur- und Erdkunde wohl erfahren, dazu ein sprachgewandter Mann. Olearius hatte dem Fleming nicht sobald seine Aussicht und sein Vorhaben mitgeteilt, als dieser ihn auch schon inständigst bat, zu vermitteln, daß auch er bei der Gesandtschaft angestellt oder doch wenigstens als Reisebegleiter zugelassen werde. Olearius versprach sein Bestes zu thun, und damit war die Sache vorläufig gut.

Die Zeit, da diese Pläne geschmiedet wurden, oder man sich mit solchen Hoffnungen trug, war das Frühjahr. Der Frühling ist die Zeit des Werdens und Beginnens, der Aussaat auf Hoffnung, des Schwellens und Knospens auch in der Natur. Die Bäume schmücken sich mit Blüten und setzen Frucht an, die der Sommer reifen soll. Aber wieviel Blüten sind von vornherein taub, sie fallen ab und werden vom Winde verweht. Aber auch von den sich ansetzenden Früchten gelangen die meisten nicht zur Vollendung. Der Wurm höhlt sie aus, Hagel und Sturm werfen sie zu Boden, den Reiseplänen der Freunde aber brachte der beginnende Herbst Erfüllung.

Paul Fleming hatte sich, nachdem er zum Doktor promoviert worden war, zunächst nach Hause, nach dem geliebten Wechselburg begeben, woselbst sein Vater inzwischen Pfarrer geworden war. Er hatte die geringere Stelle in Topfseifersdorf mit der besseren in Wechselburg gerne vertauscht. Paul Fleming entzückte die herrliche Lage des Ortes. Dort blaute wieder im Grunde die geliebte Mulde auf, an deren Ufern er einst als Kind gespielt und wo im nahen Hartenstein seine Wiege gestanden. In Wechselburg selbst erfreute ihn das stolze Schloß und die altertümliche Kirche, einer der schönsten romanischen Baue in unserem geliebten Sachsenland. Wie oft mag er ihre reiche künstlerische Ausstattung und das Grabmal Dedos des Fetten bewundert haben, das dort in rötlichem Porphyr künstlich ausgehauen noch heute das höchste Interesse der Wanderer erregt. Jenseits des Schlosses auf der anderen Seite des Flusses baut sich dann die gewaltige Kuppel des bewaldeten Rochlitzer Berges auf. Fürwahr ein reizendes Stück Erde!

Nachdem Paul Fleming einige Tage in Wechselburg verbracht hatte und von dem teuren Vater und der geliebten Stiefmutter, sowie von seinem Schwesterlein Sabina als neugebackener Doktor gebührend bewundert und gefeiert worden war, kehrte er nach Leipzig zurück. Während der großen Ferien im August begab er sich, da bis dahin noch immer nichts entschieden war, nach Salis bei Kohren, hart an der Altenburgischen Grenze. Dort lebte eine ihm befreundete adlige Familie von Löser, und deren Sohn, den Junker Hans, scheint Fleming damals unterrichtet zu haben. In Salis nun erfuhr Fleming durch einen dort einsprechenden Studiosus der Medizin Kretzschmar mit Namen, daß die Gottorper Gesandtschaft fest beschlossen sei, und nunmehr bewarb sich Fleming nochmals nachdrücklich und in aller Form um die Anstellung, die er bald erhielt, zugleich mit der Aufforderung, sich noch im August für die Abreise fertig zu machen.

Vergebens riet der Vater, zu dem er sich jetzt wieder, um Abschied zu nehmen, begeben, von der langwierigen und gefahrvollen Reise ab. Die Mutter und die Schwester zerflossen in Thränen, aber Paul blieb fest. Ihm erschien die Reise in einem höheren Lichte. Der Aufenthalt im Vaterlande war ihm verleidet. Hier, fürchtete er, werde seiner nur Not und

Enttäuschung warten. Seine junge Seele aber sehnte sich, einen höheren Flug zu wagen, er verlangte nach einer Gelegenheit, sich zu bethätigen. Die Ferne erschien ihm in einem magischen Licht. Dort wollte er für Deutschland Ruhm erwerben; der Zug nach dem Orient sollte ein erster Schritt sein zur Versöhnung der Völker, ihr weiterer Verlauf und ihre Frucht sollte auch dem geliebten Vaterlande den Frieden wieder bringen. So tröstete Paul Fleming sich, so suchte er auch die Seinen zu trösten. Im übrigen empfahl er sich und sie dem Schutz des treuen Gottes und also trat er die Reise an. „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten raten.“ Wenn der geneigte Leser dies schönste Lied Paul Flemings hier einmal im Gesangbuch aufschlagen und nachlesen will, so wird er darin dessen letzte und beste Gedanken bei der Abreise wiederfinden.

Sechstes Kapitel.

Wanderjahre.

Ehe wir berichten, wie Fleming mit den Gefährten seine große Reise antrat und was ihm während derselben zugestoßen, müssen wir noch einmal der Umstände gedenken, unter denen das, auch für jene Zeit ungewöhnliche Unternehmen zustande kam. Es war nämlich der eigentliche Anstifter desselben ein einfacher Hamburger Kaufmann, Otto Brüggemann mit Namen, ein nicht gewöhnlicher Mensch, von großen Gaben, kühn und verschlagen, von großem Unternehmungsgeist, weitaussehender Pläne voll und im höchsten Grade ehrgeizig. Wäre er so gut und redlich gewesen, wie er fähig und zähe war, so hätte er das Unternehmen wohl zum guten Ende führen können. Aber ihm fehlte die Selbstbeherrschung; wilde Selbstsucht und der Hang zur Liederlichkeit riß ihn zu offenbarer Übertretung göttlicher und menschlicher Gebote und zur Selbstvernichtung fort. Er glich einem Vulkan, aus dessen zerklüfteten Gipfel die feurige Lohe zum Himmel empor steigt, weithin die Nacht erleuchtend, ein grausig schöner Anblick; aber dem Flammenausbruch folgt ein Lavaerguß mit Schutt und Geröll, der sich über des

Kraters Rand auf bebaute Fluren wälzt, alles Lebende vernichtend, und zuletzt stürzt unter gewaltigem Beben der Felsenkegel, den die unterirdischen Gewalten emporgehoben, wieder donnernd in sich zusammen.

Otto Brüggemann scheint um den Anfang des 17. Jahrhunderts in Hamburg selbst geboren zu sein. Sein Vater war ein Schiffsreeder, vermutlich nicht unvermögend. In seiner Jugend hielt sich Brüggemann, der die Kaufmannschaft erlernt, längere Zeit in Spanien auf. Das machte seinen Blick weit und mehrte seine Kenntnisse; der spanischen und portugiesischen Sprache war er vollkommen mächtig. Dann kehrte er nach Hamburg zurück und machte sich dort selbständig. Er trieb einen großen Handel mit Holz, das er aus Holstein, namentlich aber aus Schweden, sowie aus Preußen und Liefland, aus Königsberg und Reval bezog, nach Spanien. Die Beziehungen, die er dort angeknüpft, und der Umstand, daß ihm in Reval ein Schwager lebte, der dort ein kaufmännisches Geschäft betrieb, und mit zwei großen Gütern in Estland angesessen war, kam ihm dabei sehr zu statten.

Inzwischen hatte sich die Lage des Handels in Deutschland durch den Krieg verschlechtert. Die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien hatte ohnedies Deutschland, und man kann wohl sagen Mitteleuropa, seinem westlichen Nachbar gegenüber sehr in Nachteil gebracht. Seit den Kreuzzügen waren die Waren des Orients, vor allen Dingen Ostindiens Gewürze und die hochgeschätzte Seide direkt nach Italien und dann auf dem Landwege nach Deutschland gebracht worden. Damals blühten Venedig und in Deutschland Augsburg, Nürnberg, die Städte am Rhein und die Hansa. Durch die Entdeckung Amerikas kam Spanien in Vorteil, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien verschaffte den Portugiesen vorübergehend ein Übergewicht. Als Spanien und Portugal wieder niedergingen, blieben dennoch die Engländer und Holländer gefährliche Nebenbuhler der Deutschen. Sie waren den letzteren gegenüber im Vorteil, insofern ihre Häfen weiter nach Westen und damit dem neuentdeckten Wunderlande näher waren. Der Krieg that das übrige, um die Deutschen in Nachteil zu setzen; ihr Handel erlahmte sichtlich, ihr sonst so blühender Gewerbefleiß lag darnieder. Manches Handelshaus, das

vordem groß und mächtig dagestanden, mußte seine Kontore schließen, seine Speicher verödeten, in seinen Schreibstuben flog nicht mehr lustig, wie ehedem, die Feder übers Papier. Das merkte man vor allen Dingen auch im Norden und in Hamburg zumal.

Otto Brüggemann war nicht der Mann, solches ruhig hinzunehmen. Er sann auf Mittel der Abhilfe. Ihm schien es, daß, wenn man einen gesicherten Weg fände, auf welchem man Ostindiens kostbare Waren direkt über Persien und Rußland nach den Ostseehäfen und dann zur Elbe bringen könnte, der verlorene Vorsprung sich wieder einbringen ließe. Zu diesem Zwecke mußten Handelsverträge mit Persien und Rußland abgeschlossen werden, und dies zu erreichen schien ihm leicht, wenn ein deutscher Fürst sich fände, der den Mut hätte, mitten in den Wirrnissen des Krieges einer solchen Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und für dieselbe Opfer zu bringen. In Friedrich III. von Holstein-Gottorp ward ein solcher Fürst gefunden. Otto Brüggemann wandte sich an diesen durch des Herzogs vertrauten Freund den Obristleutnant Hübener. Dieser stellte dem Herzog die Sache in überzeugender Weise dar und bewog ihn nicht bloß auf diesen Plan einzugehen, sondern in Verbindung damit auch noch ein zweites, fast noch größeres Unternehmen ins Werk zu setzen. Erst sollte eine Gesandtschaft nach Rußland und Persien geschickt und durch diese der Abschluß von Handelsverträgen angestrebt werden, und darnach wollte man, unter teilweiser Benutzung der Eider, einen Kanal quer durch das Land von Eckernförde nach der Nordsee ziehen. Kiel auf der einen und das vom Herzog neugegründete Friedrichstadt auf der anderen Seite sollten die Hauptstapelplätze der auf diesem neuen Wege zu beziehenden Waren sein. Da haben wir den Plan eines Nordostseekanals in jener frühen Zeit, und merkwürdigerweise ist es ein Ahn unserer jetzigen deutschen Kaiserin, der, wenn schon in engeren Grenzen, weil mit beschränkteren Mitteln, das unternahm, was jetzt die geeinte Kraft Deutschlands unter Kaiser Wilhelm II. vollbringt.

Als alles soweit war, ward Brüggemann im Jahre 1632 ein erstes Mal allein mit einem Gefolge von nur zwölf Personen nach Moskau geschickt, um den Zaren zu sondieren. Damit niemand etwas vorzeitig merke, hieß es, der

Herzog lasse in Rußland für sich und seinen Schwiegervater, den Kurfürsten von Sachsen, Getreide und Salpeter ankaufen. In der That brachte auch Brüggemann 3000 Zentner Getreide mit, zugleich die Nachricht, daß der Zar bereit sei, auf weitere Verhandlungen sich einzulassen. Nun ward die Gesandtschaft ernstlich in Aussicht genommen, zum ersten Gesandten ward der Eislebener Krusius, zum zweiten Brüggemann bestimmt. Beide verhandelten zunächst mit den Schweden, die damals die eigentlichen Herren an der Ostsee waren und insbesondere auch Livland, Esthland und Ingermanland, damit aber den Schlüssel zu Rußland in Besitz hatten. Im Juni 1633 kam mit dem Kanzler Oxenstierna, der bekanntlich nach Gustav Adolfs Tode die Angelegenheiten Schwedens leitete, ein Vertrag zu stande, und dann ward die Gesandtschaft vollends zusammengestellt, das Personal angeworben und die Gegenstände der Ausrüstung beschafft.

Eine Reise in jenen Zeiten und noch dazu in so ferne unkultivierte Länder war aber kein so leichtes Ding. Schon eine bloße Reise von Leipzig nach Hamburg bot damals Schwierigkeiten aller Art; es ging sozusagen auf Leben und Tod, wer vorsichtig war, machte vorher sein Testament. Vollends aber eine Reise zu den Russen und die Wolga hinab durch die Gebiete der wilden Tartaren und über das stürmische kaspische Meer in das Land der Ungläubigen nach Persien, wo damals der um seiner Grausamkeit willen berüchtigte Schah Sefi gebot, erschien fast als ein Ding der Unmöglichkeit. Dennoch liefen zahlreiche Bewerbungen solcher ein, die unter das Personal der Gesandtschaft aufgenommen zu werden wünschten. Paul Fleming durfte es als eine besondere ihm erwiesene Gunst ansehen, daß er auf des Olearius Empfehlung angenommen und als einer der vier Kammerjunker bei der Gesandtschaft angestellt ward. Mit dieser Bestellung in der Tasche reiste er im Spätsommer des Jahres 1633, nachdem er von den Lieben in Wechselburg und den Leipziger Freunden Abschied genommen, von Leipzig über Halle, Zerbst und Tangermünde zunächst nach Hamburg, wo er Anfang Oktober eintraf. Dort fand er die übrige Reisegesellschaft schon vor. In des Gesandten Brüggemann Hause sammelten sie sich, und dort wurden sie wiederholt glänzend bewirtet. Bankette wurden ihnen zu

Ehren veranstaltet, bei denen der Wein in Strömen floß. Auch wurde ihnen zur Tafel aufgespielt, was sonst nur das Recht großer Herren war. Brüggemann wollte eben zeigen, daß er etwas vermöchte, und je weniger vornehm er war von Gesinnung und Art, desto vornehmer gebärdete er sich. Hernach stellten sich die Gesandten und ihr Gefolge dem Herzog vor, der sie in seiner Residenz Gottorp empfing und ebenfalls glänzend bewirtete. Und dann, als endlich alles geordnet, die nötigen Vorräte beschafft, auch die herrlichen und kostbaren Geschenke für den Zaren und den Schah und deren hohe Würdenträger angekauft worden waren, brach man auf.

Es war am 6. November 1633, als die Abreise von Hamburg erfolgte. Von da kam man nach Lübeck, und in dessen Hafen Travemünde schiffte man sich am 9. November auf einem Schiffe, welches den Glück verheißenden Namen „Fortuna" führte, zur Fahrt über die Ostsee nach Riga ein. An dieser ersten Gesandtschaftsreise waren im ganzen 34 Personen beteiligt; nämlich die Gesandten Philipp Krusius aus Eisleben und Otto Brüggemann aus Hamburg, ferner Hermann von Staden aus Riga als Marschall, Adam Olearius aus Aschersleben als Rat und Sekretarius, Johann Albrecht von Mandelsloh aus Schönberg im Ratzeburgischen als Stallmeister und Johann Christoff von Üchtritz aus Lützschena bei Leipzig als Kammerherr, ferner Hartmann Grahmann aus Ilmenau als Leibarzt und Heinrich Schwarz aus Greifswalde als Hof- und Küchenmeister. Hierzu kamen dann weiter als Hofjunker und Truchsessen die beiden Patriziersöhne Hieronymus Imhof aus Nürnberg und Hans Grünewald aus Danzig, sowie unser Magister Paul Fleming aus Hartenstein und der Schotte Thomas Melvil, endlich der Hofprediger Salomon Petri aus Penig und Hans Arpenbeck aus Dorpat als russischer Dolmetsch; außerdem eine ganze Reihe niederes Volk, als Pagen und Kammerdiener, Musikanten und Trabanten, Knechte und Lakeien, so daß es also eine stattliche Schar war, die wir hier auf der Reise vereinigt sehen.

Siebentes Kapitel.

Unterwegs nach Moskau.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt; dem wird er seine Wunder weisen, in Berg und Thal, in Flur und Feld." So singt ein deutscher Dichter ebenso schön, als wahr. Und die Wahrheit dieser Worte erfuhr auch Paul Fleming an sich, wenn schon ihm auch das andere klar ward, daß keine Rose ohne Dornen, keine Reise ohne mannigfache Mühseligkeiten und Beschwerden sei. Es sagt aber Adam Olearius, dem wir eine köstliche Beschreibung der Reise verdanken, über den Nutzen „fremder Reisen," das heißt einer Reise in ein fremdes Land: „Ich halte, daß es eine von den größten Glückseligkeiten sei, die in dieser Welt einem Menschen widerfahren kann; wenn es sich mit ihm begiebt, daß er mit guter Gelegenheit ferne Reisen thun, die Welt durchwandern, fremde Länder und Leute sehen und ihre Beschaffenheit erkundigen und betrachten kann." Denn, so fährt er fort: „Es ist der Natur eines tapferen Gemütes gleichsam zuwider, daß er wie die Schnecken immer im Hause (so dem weiblichen Geschlechte und Hausmüttern wohl ansteht) bleiben soll. Nur Leute von schlechter, geringer Natur und Gemüt haben Lust hinter dem Ofen zu sitzen und in ihrem Vaterlande, gleich als angebunden zu bleiben. Aber die sind edler und voller Geist, welche dem Himmel folgen und zur Bewegung Lust haben." Dies, meint er, könne auch „Gott dem Herrn nicht zuwider, sondern nur angenehm sein, weil er, der große Hausvater, den Bau der Welt dem Menschen zu Gute gesetzt, den Erdboden als das zeitliche Wohnhaus und Lustgarten eingegeben, da es denn an einem Orte immer mit anderen Herrlichkeiten und Früchten als an anderen gezieret. Und weil solches alles, wie gedacht, um des Menschen willen geschaffen, will der vielgütige Gott auch, daß es den Menschenkindern kund und er dadurch gepriesen werde." Er fügt hinzu: „Wie kann es auch fehlen, wenn einer sieht und betrachtet, wie Gott nach seinem weisen Rat durch den Lauf des Himmels, der Natur, und absonderlicher Gnade so unterschiedliche Örter der Welt und deren Einwohner mit unterschiedlicher mancherlei Glückseligkeit begabt, mit Wunderwerken und Wohlthaten

beseeligt, daß man sich daran nicht belustigen, erfreuen und mit König David dem großen Gott zu Lob sich aus dem 104. Psalm hören lassen sollte: „Herr wie sind deiner Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deine Güte!" Fürwahr das sind die rechten Worte und ist die rechte Stimmung, mit der man an die Beschreibung einer Reise gehen mag, und also wollen wirs auch machen.

Am 9. November also des Jahres 1633 abends um 9 Uhr bei gutem Südwestwind gingen die Reisenden im Namen Gottes zu Segel und kamen selbige Nacht noch über zehn Meilen weit fort. Am 10. November gegen Abend passierten sie bereits die Insel Bornholm und am 14. abends spät langten sie vor der Stadt Riga, ihrem nächsten Ziele, glücklich an. Die Stadt war damals schwedisch, der schwedische Gouverneur Ericsson, wie der Rat der Stadt nahmen die Ankömmlinge wohl auf, beschenkten sie mit einem Ochsen, etlichen Schafen, Hühnern, Hasen und vielem Federwild, sowie einen Ohm rheinischen Weines, und stellten ihnen zu Ehren auch einige Gastereien an. Denn die Gesandten mußten ganze fünf Wochen in der Stadt festliegen, bis Frost und Schnee gute Schlittenbahn gemacht und damit das weitere Fortkommen erst ermöglicht, oder doch erleichtert hatten. Am 14. des Christmonates brach man auf. Die Knechte mit der gesamten Bagage fuhren auf 31 Schlitten voraus und die Gesandten folgten nach. Jeder mußte Pferd und Schlitten selber lenken, und weil das die meisten nicht gewohnt waren, so gab es ein häufiges Umwerfen, was aber das Vergnügen der Fahrt nur erhöhte. Während derselben sahen sie einmal auch ein Elentier, höher als ein Pferd. Dabei ward erzählt, daß in der Gegend Deutsche wohnten, die man hierher gelockt unter dem Vorgeben, daß hier an allem Überfluß sei und das Wild, nämlich das Elentier, den Leuten in die Häuser liefe. Hernach hätten sie aber alles ganz anders gefunden, wären schlecht gediehen und verarmt, und so sei ihnen denn wirklich das „Elend" ins Haus gelaufen, aber nicht das „Elentier."

Am 23. des Christmonates trafen sie in Dorpat (Dörpt) in Esthland ein. Die hohe Schule oder Universität daselbst war wenig über ein Jahr zuvor gegründet worden, sie zählte aber damals nur erst wenig Hörer, so daß der

Professoren oder Dozenten fast mehr waren als der Studenten. In Dorpat feierten die Gesandten Weihnachten und zogen dann am 29. desselben Monates weiter auf Narva zu, woselbst sie am 3. Januar des Jahres 1634 glücklich ankamen.

Narva ist eine uralte Handelsstadt an einem breiten, aus dem weiter südlich gelegenen Peipussee ausfließenden Gewässer. Dasselbe heißt die Narvische Beck und ist schiffbar bis zur Einmündung in den finnischen Busen. Etwa eine Stunde oberhalb der Stadt bildet es einen gewaltigen Wasserfall, der leider die von oben kommenden Schiffer zwingt, dort auszuladen. Heute umgeht man den Fall mittelst eines Kanals und benutzt die ungeheure Gewalt des stürzenden Wassers für industrielle Zwecke. Es befinden sich dort die großartigen Fabriken für Woll- und Baumwollenwaren des bekannten russischen Millionärs, Baron Stieglitz. Zu der Zeit, als unsere Reisenden dort weilten, bildete die Stadt die Grenze zwischen den Schweden und Russen. Eine Vorstadt jenseits des Flusses gehörte bereits den Russen. In der inneren alten Stadt wohnten zahlreiche hanseatische Kaufleute, die von Narva aus einen schwunghaften Handel nach den nordischen Reichen und auch nach Deutschland betrieben.

Die Gegend um Narva war damals noch ungeheuer waldreich, und in den Wäldern hausten Bären und Wölfe die schwere Menge. Das Jahr 1634 begann mit großer Kälte; da ward die Dreistigkeit der vom Hunger bis in die Dörfer und sogar bis in die Nähe der Stadt getriebenen Wölfe so groß, daß sie in den Schafställen die Lehmwände untergruben und unterwühlten und die blökenden Schafe durch die Löcher hindurch ins Freie zerrten. Auch holten sie die Hunde vom Hofe weg und einmal, am 24. Januar, während sich die Gesandtschaft noch in Narva aufhielt, überfiel ein toller Wolf nicht allzufern von der Stadt eine ganze Reihe russischer Bauern, die mit heubeladenen Schlitten nach der Stadt fuhren, und tötete 6 derselben entweder, oder verletzte sie doch schwer. Wie das aber so zu gehen pflegt, so wurden bei Gelegenheit dieser Geschichte, die sich allerdings fast unter den Augen der Gesandten zugetragen hatte und die daher füglich nicht angezweifelt werden konnte, auch andere graußige Geschichten von Wölfen und Bären erzählt. Es sollte nämlich im Jahr 1630 auf einem Dorfe in derselben Gegend ein Bär sich über eine Tonne

Heringe hergemacht haben, die ein Bauer dort zum Verkauf hingestellt hatte. Als er aber von den Heringen zur Genüge gefressen und Durst verspüret, sei er durch die Thür in die offene Wirtsstube gelaufen und habe dort einen Kübel oder Bottich mit frischem Biere gefunden und sich daran satt gesoffen. Das alles habe die Wirtin, die sich mit ihren zwei Kindern vor dem bösen Gast auf den Backofen geflüchtet hatte, in großer Angst und Sorge mit angesehen. Der Bär aber, als er sein Teil hatte, machte es wie mancher böse Schuldner im Wirtshaus, er trabte ohne „Habe dank“ und Bezahlung zum Wald. Dorthin folgten ihm die Bauern; sie sahen ihn taumeln und endlich niederfallen und einschlafen, und schlugen ihn tot. Also berichtet der Freund Paul Flemings Adam Olearius in seiner Moskowitisch-Persianischen Reisebeschreibung, und Olearius ist ein glaubwürdiger Mann. Der geehrte Leser soll also nicht meinen, daß ich ihm mit meiner Bärengeschichte nur habe einen Bären aufbinden wollen.

Weil man in Narva das Eintreffen schwedischer Gesandten abwarten sollte, welche in gleicher Absicht ebenfalls nach Moskau geschickt wurden, verzog sich die Abreise der Gesandten von Narva länger und länger. Da ward die Lust zur Unlust. „Und ob wir zwar,“ sagt Olearius, „allhier mit allerhand Lust unseren Zeitvertreib hatten, indem wir nicht allein täglich eine mit guten Traktamenten und ordentlicher Musik wohlbestellte Tafel hielten, an welcher durch viele vornehme Leute, so zum öfteren die Herren Gesandten zu besuchen kamen, gute Gespräche vorfielen, sondern auch zu unterschiedlichen vornehmen Gastereien, Spazierenfahren, Reiten und Jagen eingeladen und geführet wurden, machte uns doch das sehnliche Verlangen, ferner zu reisen, alle Lust geringe.“

Unter diesen Umständen mag es Paul Fleming fast erwünscht gekommen sein, als er am 28. Hornung (Februar) noch bei guter Schlittenbahn nach Naugart (Nowgorod) voraus geschickt wurde. Mit ihm und unter seiner Aufsicht ging das schwere Gepäck und ein Teil der Leute und Pferde, während die Gesandten noch immer in Narva blieben und diese Stadt nicht eher verließen, als bis zuletzt auch der Proviant zu fehlen anfing, denn ihre Einkäufer, die Russen, mußten schließlich auf acht Meilen in der Runde die Hühner

und Schafe holen. Da reisten auch die Gesandten von Narva ab und gingen nach Reval den schwedischen Gesandten entgegen.

In Groß-Naugart verweilte Paul Fleming volle vier Monate allein; erst am 28. Juli kamen die Gesandten dahin nach. So hatte er also Gelegenheit die Stadt und ihre Bewohner auf das Genaueste kennen zu lernen. Er rühmt beide sehr in einem schönen Gedicht, in welchem er die Einfachheit des Lebens dort und die Anspruchlosigkeit der Bewohner nicht genug preisen kann. Das Gedicht schließt mit der rührenden Klage, daß diese Einfachheit der Sitten, diese Redlichkeit der Herzen in Deutschland jetzt leider nicht mehr zu finden sei, obwohl nur sie allein eines Reiches Bestand und der Völker Glück verbürgten. Paul Fleming hätte freilich wissen können, daß große Pracht und Üppigkeit vordem auch in Groß-Naugart herrschten; aber auch da folgte dem Übermute und der Sünde die Strafe auf dem Fuße.

Denn nachdem Naugart vor Zeiten die größte und reichste Stadt in den östlichen Reichen gewesen war und so groß und mächtig, daß man von ihm zu sagen wagte: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod," that es später einen großen Fall und ward trotz seiner festen Mauern und Türme und des zahlreichen Volkes, das innerhalb derselben wohnte, wiederholt von den umwohnenden Völkern, den Polen, Russen und Schweden eingenommen und ausgeplündert. So erging es ihm im Jahre 1544, wo der Tyrann Iwan die Stadt mit Hilfe ihres eigenen Erzbischofs endlich bezwang und über 300 Wagen mit Gold, Silber und Perlen und anderen köstlichen Sachen ihr raubte und mit nach Moskau nahm, und noch schlimmer im Jahre 1569, wo ein anderer Iwan, der „Schreckliche" mit Namen, sie eroberte und ein Blutbad darinnen anrichtete, wie es selbst in Rußland bis dahin nicht erhört worden war. Damals kamen nach des Olearius verbürgten Bericht 2770 vornehme Bürger, „die Weiber, Kinder und der gemeine Pöbel nicht gerechnet" darinnen um, und die toten Körper, die man von der Brücke hinab in die Wolchow gestürzt, stauten tagelang den Strom und machten, daß derselbe über seine Ufer trat.

Nur vier Tage verweilten die Gesandten in Groß-Naugart. Am letzten Juli zogen sie weiter und trafen

endlich am 13. August vor den Thoren Moskaus ein. Bis dahin hatte also die Reise schon volle neun Monate gewährt. Wer heute von Hamburg nach Moskau reist, kann dasselbe in drei Tagen abmachen und wird dabei nicht in einem elenden Schlitten hin= und hergeworfen, oder auf dem Rücken eines Pferdes hart gewiegt, sondern kann sich bequem in die weichen Polster eines Eisenbahnwagens hinstrecken. Auf Flügeln des Dampfes eilt er dahin, und der elektrische Funke meldet den Freunden, wenn er welche hat, seine Ankunft zum Voraus an. Sonst und Jetzt! Wir werden uns des Unterschiedes, der dazwischen ist, im weiteren Verlauf der Reise noch mehrfach bewußt werden.

Achtes Kapitel.

Erster Aufenthalt in Moskau.

Freude erfüllte die Herzen der Reisenden, als sie endlich vor den Thoren der Stadt ankamen, und groß war ihre Erwartung, was sie in derselben zu sehen bekommen und erleben würden. Indes hatten sie vorher noch den feierlichen Einzug auszustehen, der ihnen wahrlich nicht geringe Unbequemlichkeit auferlegte. Denn die Russen hielten streng auf eine bestimmte Ordnung und darauf, daß alles mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich gehe, was mancherlei Aufenthalt verursachte. Es geschah aber der Einzug in folgender Ordnung: Voran ritten die Strelitzen, die der Zar den Gesandten entgegen geschickt hatte, sodann folgten drei Leute aus der Gefolgschaft der Gesandten, hinter diesen wurden drei Handpferde, ein Rappe und zwei Apfelschimmel geführt, dann folgte der Trompeter, diesem der Marschall, Hermann von Staden, und dann die Hofjunker und Truchsessen, unter ihnen Paul Fleming, je drei und drei zusammen in drei Gliedern. Sodann der Sekretarius, also Adam Olearius, der Leibmedikus Hartmann Grahmann und der Hofmeister, wieder in einem Glied, und dann die Gesandten selbst, deren jedem vier Leibschützen mit Karabinern vorhergingen. Dicht neben ihnen ritt der russische Pristaff, der sie im Auftrag des Zaren an der Grenze empfangen und bisher

begleitet, beziehentlich für ihren Unterhalt gesorgt hatte. Denn die Gesandten wurden, solange sie in Rußland waren, als Gäste des Zaren angesehen und demgemäß mit ihrem ganzen Gefolge auf dessen Kosten verpflegt und ernährt. Hinter den Gesandten gingen die Pagen, je drei in zwei Gliedern, dann kam eine Staatskutsche von vier Apfelschimmeln gezogen. Hierauf der Wagenmeister mit acht anderen Personen, wieder je drei und drei. Hinter diesen trug man auf Gestellen, die mit Teppichen überhängt und bekleidet waren, einen Teil der dem Großfürsten zugedachten Geschenke, und endlich machten 46 Rüstwagen mit dem Gerät und Gepäck der Gesandten und ihrer Begleiter, sowie drei Diener der Gesandten den Beschluß.

Jemehr sich der Zug der Stadt näherte, desto häufiger kamen die Russen aus der Stadt, einzeln und in ganzen Scharen ihnen entgegen. Die meisten waren zu Pferd, etliche auch zu Fuß. Als sie nur noch eine viertel Meile von der Stadt waren, hielten hier über 4000 Russen in köstlichen Kleidern zu Pferd, durch welche sie hindurchreiten mußten. Dann kamen wieder zwei Pristaffen auf weißen, ganz mit silbernen Ketten behangenen Pferden und darnach der großfürstliche Stallmeister selbst mit einem großen Gefolge zu ihrer Begrüßung. Dieser nannte zunächst den ellenlangen Titel des Großfürsten als: „Zar und Großfürst Michael Feodorowitsch, aller Reußen Selbsterhalter zu Wladimir, Moskau, Naugart, Zar zu Kasan, Zar in Astrachan, Zar zu Sibirien“ u. s. w. und dann in ähnlicher Weise den Titel des Herzogs zu Schleswig-Holstein, Stormarn und der Ditmarschen, wobei alle ihre Häupter entblößten. Dann hieß er sie willkommen und führte sie durch eines der östlichen Thore in die Stadt ein, wobei eine ungeheure Menge Volkes auf allen Straßen wimmelnd sich hinzudrängte.

Die Gassen, durch die sie ritten, waren meist eng und schmal, die Häuser fast sämtlich niedrig und hölzern, aus über einander gelegten Balken und Stämmen von Tannenholz errichtet. Ein großer Teil derselben lag in Asche, denn es hatte kurz zuvor in der Stadt ein fürchterlicher Brand gewütet, und man zählte noch über 5000 Brandstätten. In der inneren, der sogenannten „Mittelstadt“ (Kitaigorod), wo auch der „Kreml,“ die kaiserliche Burg sich befindet, wurden sie in zwei hölzernen Bürgerhäusern, die

von ihren ursprünglichen Bewohnern geräumt worden waren, untergebracht und dann sofort darin verschlossen — bis auf weiteres. Doch kamen die Pristaffen täglich und versorgten sie mit allem nötigen, Schafen, Hühnern, Weizen- und Roggenbrot und verschiedenen Getränken an Wein, Bier, Meth und Branntwein, eins immer köstlicher als das andere. Auch blieb ein russischer Dolmetscher bei ihnen, um sie zu unterhalten. Derselbe war ein geborener Russe, als Jüngling war er von den Polen gefangen genommen worden und in die Dienste eines Fürsten Radziwil gekommen, der ihn mit nach Leipzig nahm, woselbst er zwei Jahre lang studierenshalber sich aufhielt. Das gab den Freunden guten Stoff zur Unterhaltung.

Am 19. August hatten die Gesandten zum erstenmal Audienz beim Zaren, der sie in einem großen Saale umgeben von seinen vornehmsten Würdenträgern, Bojaren und Knesen empfing. Der Zar saß, angethan mit einem mit allerhand Edelsteinen besetzten und mit großen Perlen gestickten Rocke, auf einem prächtigen mit silbernen Säulen versehenen und mit silbernen Adlern verzierten Thron. Er trug auf seinem Haupte über einer schwarzen Zobelmütze die mit großen Diamanten besetzte Krone und in der Hand ein goldenes Szepter, das so schwer war, daß er es öfter aus der einen Hand in die andere nehmen mußte. Neben ihm stand auf einem silbernen nach Art einer Pyramide geformten und durchbrochenem Gestell der goldene Reichsapfel, und dicht dabei ein goldenes Becken mit einer eben solchen Gießkanne und einem Handtuch. Als die Gesandten und nach ihnen die Vornehmsten des Gefolges zum Handkuß zugelassen worden waren, wusch sich der Zar jedesmal über dem Becken die Hand ab, was eben keine besondere Ehre für die Gesandten war. Dann wurden Ansprachen und Gegenansprachen gehalten und die fürstlichen Briefe überreicht, endlich aber ein Verzeichnis der Geschenke übergeben, welche der Herzog, um seine Freundschaft zu gewinnen, dem Zaren überreichen ließ.

Es waren dies 1. ein Rapphengst mit einer kostbaren Decke, 2. ein apfelgrauer Wallach, 3. noch ein graues Pferd, 4. ein Pferdezeug von Silber mit Türkisen, Rubinen und anderen edlen Steinen besetzt, 5. ein Kreuz, fast eine viertel Elle lang, von Chrysolithen in Gold gefaßt, 6. eine kost-

bare chemische Apotheke in einem Gehäus von Ebenholz und Gold, die Büchsen ebenfalls von Gold mit Edelsteinen verziert, 7. ein Kännchen aus Kristall mit Gold beschlagen und mit Rubinen besetzt, 8. ein Spiegel, fünfviertel Elle lang und eine Elle breit in einem Rahmen von Ebenholz und mit dickem aus Silber gegossenen Laubwerk und Bildern besetzt, 9. Ein künstliches Bergwerk mit einer schlagenden Uhr, auf welcher die Geschichte vom verlorenen Sohn in beweglichen Figuren dargestellt war. Schließlich noch ein großes Uhrwerk in einem Rahmen von Ebenholz und ein Perspektiv oder Fernrohr in einem silbernen, vergoldeten Stabe oder Rohr. Die letzteren Geschenke waren um so kostbarer, je weniger häufig derlei Kunstwerke damals noch waren.

Nach der Audienz wurden die Gesandten in dem ihnen angewiesenen Hause festlich bewirtet, wobei in 38 großen silbernen, aber ziemlich unsauberen Schüsseln allerhand Gekochtes, Gebratenes und Gebacknes aufgesetzt wurde. An Getränken gab es außer spanischen und rheinischen Weinen namentlich Meth, bei dessen Bereitung auch verschiedenes Beerenobst, namentlich Himbeeren gebraucht worden waren. Nach gehabter Audienz erhielten die Gesandten und ihr Gefolge auch die Freiheit, sich in der Stadt nach Belieben umzusehen. Von dieser machten sie denn auch reichlich Gebrauch.

Sie fanden die Stadt, die außer der Moskwa noch zwei in dieselbe sich ergießende Bäche durchfließen, in vier durch Mauern und einen hölzernen Plankenzaun getrennte Kreise oder Städte zerlegt. Der Umfang der Stadt betrug wohl an die vier Meilen, war aber ehedem noch größer gewesen. In der Mitte befand sich die Mittelstadt (Kitaigorod), zu welcher auch der Kreml (Kremelin) gehörte. Der Kreml ist selbst so groß, wie manche Stadt es nicht ist, und mit einer dreifachen dicken Mauer samt tiefem Graben umgeben. Hier vor allem befanden sich auch eine Reihe köstlicher, von Steinen aufgeführter Gebäude, Paläste und Kirchen, sowie zwei Klöster. Diese Kirchen, deren man hier allein an die fünfzig zählte, während man die Gesamtzahl der Kirchen und Kapellen der Stadt auf 2000 schätzte, hatten je fünf Türme, einen größeren in der Mitte und vier kleinere an den Ecken. Jeder dieser Türme trug ein

vergoldetes dreifaches griechisches Kreuz, und die Kuppeln der Türme selbst waren mit stark vergoldetem Blech überzogen. Wenn die Sonne darauf schien, gab es einen hellen, weithin sichtbaren Glanz. Die ganze Stadt war darnach von weitem gar herrlich und prächtig anzusehen. „Jerusalem von außen,“ sagten unsere Freunde, „doch von innen Betlehem.“ Das heißt: Innen ist sie unscheinbar wie diese Stadt, von der wir aus der Bibel wissen, daß sie „klein war unter den Städten Israels“, obwohl sie uns das Größte, nämlich den Weltheiland gegeben hat. Paul Fleming ließ sich durch den äußeren Glanz der Stadt und den goldenen Schein ihrer Türme zu einem Gedicht begeistern, in welchem er all die Pracht mit dem goldenen Haar der Geliebten vergleicht.

Auf den Türmen oder öfter noch auf einem besonderen neben den Kirchen im Freien errichteten Gestelle aus Balkenwerk hingen zahlreiche Glocken. Die größte, 356 Zentner schwer, befand sich neben einem auf einem freien Platz mitten im Kreml stehenden hohen Turm, dem Iwan Weliki, das ist „Großhans.“ Wenn diese Glocke geläutet werden sollte, was bei hohen Festen, aber auch bei der Einholung von Gesandten geschah, so hingen sich 24 oder noch mehr Personen gleichzeitig an die langen, vom Turme herabhängenden Seile, mit welchen die Glocke bewegt ward. Rechter Hand vor dem Schlosse, noch außerhalb desselben befand sich die schönste Kirche der Stadt, St. Troitzka. Dem Meister, der sie erbaut, ließ Iwan der Schreckliche, damit er ein gleiches Kunstwerk nicht noch einmal machen könnte, die Augen ausstechen. Vor dem Schlosse befand sich auch der größte und schönste Marktplatz der Stadt, auf welchem es den ganzen Tag von Menschen wimmelte, welche kamen, um zu kaufen, zu verkaufen, oder auch nur ihren Zeitvertreib zu suchen. Jeder Stand und Gewerbe aber hatten auf diesem Markt ihren besonderen Platz Hier befanden sich die Buden der Seidenkrämer und Tuchhändler, anderswo die der Goldschmiede, der Sattler, Schuster, Schneider, der Bundmacher oder Kürschner und der Mützenmacher. In einer besonderen Gasse in der Nähe des Schlosses war der „Göttermarkt,“ wo gemalte und vergoldete Heiligenbilder gekauft und verkauft wurden. Wieder an einer anderen Stelle hielten sich die Haarschneider und Barbiere auf. Hier ließen sich die Russen bei gutem Wetter unter freiem Himmel

barbieren und die Haare schneiden, und die Haare lagen oft so dicht herum, daß man darauf wie auf einem weichen Teppich gehen konnte. Diesen Platz nannte man um nahe liegender Ursache willen ziemlich respektwidrig den „Lausemarkt.“

Der zweite Kreis der Stadt hieß Zargorod oder Königsstadt. Wie der vorige Kreis Kitaigorod, die Mittelstadt, von einer roten Steinmauer umgeben war, so umzog diesen eine steinerne weiße Mauer. Auch hier wohnten viel vornehme Herren, moskowitische Fürsten und Edelleute, große Kaufleute und Handwerker, namentlich Bäcker. Hier konzentrierte sich hauptsächlich der Handel mit Korn und Mehl, mit Vieh und Fleisch, mit Bier, Meth und Branntwein. Den dritten und vierten Kreis der Stadt um die Ringmauer her nahmen die minder vornehmen Stadtteile Skorodom und Strelitze Slavoda ein. In dem ersteren befand sich ein besonderer Markt, wo man fertige Häuser, d. h. die zubehauenen und leicht in einander zu fügenden Balken und Bretter zum Aufbau eines solchen, kaufen konnte. Der letztere Stadtteil hatte seinen Namen von den Strelitzen oder ausländischen Soldaten, für die er ursprünglich erbaut worden war. Unter diesen Soldaten befanden sich auch zahlreiche Polen, Littauer und Deutsche, und man sagte ihnen nach, daß sie dem Laster des Saufens ganz besonders ergeben seien, weshalb man die Stadt auch Nalaiki, d. h. die „Saufstadt“ nannte.

Der ersten öffentlichen Audienz folgten eine Reihe geheimer, in denen die Angelegenheit, um derer willen die Gesandten gekommen waren, verhandelt wurde. In der letzten derselben, am 19. November, erfolgte der Bescheid, daß der Zar den Wünschen des Herzogs zwar entsprechen, also den Gesandten den Durchzug durch sein Land und nach Persien gestatten wolle, aber unter der Bedingung, daß die Gesandten zuvor nochmals nach Gottorp zurückkehren und dort durch den Herzog selbst bestätigen lassen würden, was man inzwischen ausgemacht. Hierauf erfolgte am 16. Dezember die letzte öffentliche Audienz der Gesandten und hernach ihre Verabschiedung. Zu dieser Audienz fuhren die Gesandten, da inzwischen Frost und Schnee eingetreten war, in Schlitten auf, die ihnen der Zar schickte. Die Schlitten waren mit rotem Atlas und Damast ausgefüttert und mit

den Fellen von Eisbären belegt. Die Kummete der davor gespannten Pferde waren vergoldet und mit vielen Fuchsschwänzen behangen. Nun wurden auch die Gesandten und ihre Leute beschenkt, meist mit Zobeln, deren die Gesandten jeder mehrere Zimmer à 20 Paar erhielten. Den Russen wurden von den Gesandten Gegengeschenke gemacht, je nach Rang oder Stand der beschenkten Person ein goldener oder silberner Pokal oder auch Geld. Dann verabschiedete man sich auch von der deutschen Kolonie, die damals in Moskau lebte und mit welcher man gute Freundschaft gehalten hatte, dem Großfürstlichen Leibarzt Dr. Wendelin Siebelist, dem deutschen Apotheker des Großfürsten, einigen deutschen Kaufleuten u. s. w., und dann trat man am Weihnachtstag den 24. Dezember die Rückreise an und zwar zu Schlitten, denn es gab jetzt durch ganz Rußland eine gute und ununterbrochene Schlittenbahn.

Die russischen Pferde griffen gut aus und waren nicht gleich zu ermüden, sie legten täglich an die zehn oder zwölf Meilen zurück. Schon am 31. Dezember kam man in Groß-Naugart und am 5. Januar des Jahres 1635 zu Narva wieder an. Von da aus erreichte man am 10. Januar die Stadt Reval. Hier blieb man fast drei Wochen stille liegen, beschloß aber dann, da der Winter die Fahrt über die Ostsee unmöglich gemacht hatte, zu Lande schleunigst längs der Küste durch Preußen, Pommern und Mecklenburg weiter heimwärts zu reisen; jedoch nur die Gesandten mit einem kleinen Gefolge von zehn Personen, die anderen, unter denen auch Paul Fleming war, sollten bis zur Rückkunft der Gesandten in Reval bleiben. Sie wurden zu diesem Behufe bei dem Gastwirt Heinrich Kosen in die Kost verdingt.

Der Aufbruch der Gesandten von Reval erfolgte am 30. Januar. Über Riga, Mitau, Memel, Königsberg und Danzig gelangten sie nach Stettin und darnach über Rostock nach Kiel, wo sie am 6. April gegen Mittag anlangten und bald darauf vom Herzog auf seinem Schlosse Gottorp empfangen wurden. Der Herzog zeigte sich mit dem Erlangten zufrieden und beschloß das Unternehmen nun erst recht vollends zur Ausführung zu bringen. Zu diesem Zwecke wurde von neuem allerhand angeschafft, insbesondere auch kostbare Geschenke für den König in Persien; zugleich ward das Gesandtschaftspersonal ergänzt und ansehnlich vermehrt.

Denn man hatte sich vollkommen überzeugt, daß von den fremden Fürsten umsomehr zu erreichen wäre, einen je höheren Begriff man denselben von der eigenen Macht und Bedeutung beibrächte. Auch ward der Rat und Sekretär der Gesandtschaft, Olearius, in der Zwischenzeit in geheimer Mission an den Kardinalinfant nach Brabant (Brüssel) geschickt. Auf der Rückreise erkrankte derselbe schwer, so daß er zu Hamburg auf den Tod darnieder lag. Er ward aber in Brüggemanns Haus auf das beste gepflegt und genaß endlich wieder, wenn auch nur langsam.

Neuntes Kapitel.

Paul Fleming in Reval. Der Liebe Lust und Leid.

Während die Gesandten beim Herzog in Kiel waren und die Reise nach Persien vorbereiteten, hatten die in Reval Zurückgelassenen dort gute Weile und genugsamen Zeitvertreib. Reval war fast eine deutsche Stadt. Seit dem 12. Jahrhunder hattten hanseatische (bremische) Kaufleute zuerst in der Rigaschen Bucht festen Fuß gefaßt und Handelsniederlassungen gegründet. In ihrem Gefolge kam das Christentum in das bis dahin heidnische von Esthen und Letten bewohnte Land. Den Kaufleuten und Mönchen folgten die Ritter. Der deutsche Schwertorden unterwarf sich die ganze Küste bis fast in die fernste Ecke des finnischen Busens; später gewannen die Dänen hier Einfluß. Ihr König Waldemar legte in Reval eine Burg an. Aber er hinderte nicht die weitere Ausbreitung des Deutschtums in diesen fernen Gegenden. Bereits galt Lübisches Recht in der Stadt, und 1569 ward Reval ganz von den Lübeckern genommen. Später kam Reval und das ganze weite Gebiet unter die Herrschaft der Schweden, denen es zu der Zeit, wo unsere Freunde dort weilten, noch gehörte. Aber auch sie änderten an der inneren Verfassung des Ortes klüglich nichts und unterbrachen nicht die Beziehungen, welche Reval an die übrigen Städte der Hansa fesselte, von denen sein Handel abhängig war. Deutsch waren die Kirchen in der Stadt, deutsch die Schulen, deutsch die vornehme Bürgerschaft.

Das ergab von vornherein gute Beziehungen der Reisenden zu dem besseren Teil der Einwohnerschaft. Zwischen den vornehmeren Bürgern, den Geistlichen und Lehrern der Stadt und den Höherstehenden und Gebildeteren aus dem Gefolge der Gesandten entwickelte sich ein reger, geistiger und geselliger Verkehr, der mit der Länge der Zeit, denn bis zur Rückkehr der Gesandten von Gottorp verging fast das ganze Jahr 1635, allmählich immer größere Vertraulichkeit annahm.

Vor anderen wohlgelitten in diesen Kreisen war Paul Fleming. Dem liebenswürdigen Jüngling, dessen Dichterruhm schon damals kein geringer war und hier an den fernsten Grenzen des Deutschtums besonders willig anerkannt ward, fielen alle Herzen zu. Die Geistlichen der Stadt, wie die Lehrer an dem damals dort blühenden Gymnasium schätzten seine Gelehrsamkeit, sie wechselten Grüße mit ihm in lateinischer Sprache; in anderen Kreisen empfahl er sich durch die deutschen Lieder, die er gerade damals, in der Revaler Zeit, in erstaunlicher Fülle gleichsam aus dem Ärmel schüttelte. Zu keiner Zeit seines Lebens ist Paul Fleming als Dichter fruchtbarer gewesen, und der größte Teil der damals entstandenen Lieder gehört zu den schönsten, die er überhaupt jemals gedichtet hat.

„Dichter,“ sagt der herrliche Matthias Claudius, „sind helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.“ Seiner Begeisterung für die „heilige Religion“ hatte Paul Fleming schon früher in manchem tief empfundenem Gedicht Ausdruck gegeben. Von ihr giebt auch das schöne Trost- und Reiselied Zeugnis, dessen wir schon früher erwähnten: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten raten, der alles kann und hat; er wird zu allen Dingen, damit sie wohl gelingen, selbst geben Segen, Rat und That.“ In Reval machten „der schöne Himmel und die schöne Erde“ ihr Recht geltend, wurden Eindrücke in ihm mächtig, die eine andere Saite seines Herzens hell erklingen machten. Gold schlummert hie und da verborgen in der Erde; es bedarf der Kraft des Wassers, das als Tau vom Himmel fällt und bis in die verborgensten Tiefen dringt, um es aus der Erde herauf zu führen und im Licht der Sonne erglänzen zu lassen. Tausend Knospen harren

im Frühling ihrer Auferstehung, es bedarf des belebenden Kusses der Sonne, um sie zu wecken. Erst dann entfalten sie ihre Blüten, die Menschen zu erfreuen und zu entzücken. Die Liebe stammt vom Himmel; wo ihr Strahl in eine Menschenseele fällt, da regt sichs und bewegt sichs in derselben gewaltig; die Liebe beglückt und beseligt, sie hebt den Menschen über sich selbst hinaus und treibt ihn zu allem Guten und Schönen an. Den Dichter macht die Liebe in Wahrheit erst zum Dichter.

Das thut aber nur die reine, keusche Liebe; sie gleicht der Sonne, die wärmt und belebt. Wenn die Liebe zur Leidenschaft wird, ist sie nicht Sonne mehr, sondern ein verzehrendes Feuer. Ihr Licht ist „blutiger Nordlichtschein," sie richtet Verwüstungen an, verdirbt und tötet. In Reval lernte Fleming die Liebe kennen, sie machte ihn zum Dichter, nachdem er freilich mit dem Kranz des Dichters schon vorher von dem kaiserlichen Pfalzgraf, Amtsschösser Äschel in Wechselburg gekrönt worden war. Dem hatten aber nur einige wenige mehr oder weniger gelungene Gelegenheitsgedichte Paul Flemings, wie er sie bei Hochzeiten oder Sterbefällen im Hause seiner Gönner der Herren und Grafen von Schönburg gedichtet hatte, vorgelegen. Jetzt aber sehen wir Paul Fleming mit Liedern auftreten, die mit zu den bedeutendsten gehören, was die Liebeslyrik aller Zeiten und Völker aufzuweisen hat, und uns das Recht geben, ihn unter den Deutschen mit Walther von der Vogelweide und Goethe zu vergleichen.

Zu den vornehmsten Männern in der Stadt Reval gehörte zu seiner Zeit Herr H e i n r i c h N i e h u s e n. Er stammte aus Hamburg und hatte sich erst seit wenig Jahren in Reval niedergelassen, wo er ein großes Handelsgeschäft betrieb. Er war Mitglied des Rates und der Handelsgilde, ein hoch angesehener und reicher Mann. Niehusen hatte einen Sohn und sechs Töchter, von denen die zweite, E l s a b e mit Namen, des Dichters Herz gewann. In immer neuen Wendungen feierte er sie in seinen Liedern, er preist nach Dichterart ihre Schönheit, ihr goldenes Haar, ihre roten Wangen, ihre Sternenäuglein, ihren purpurnen Mund, aber auch ihre Tugend, ihre holde Sittsamkeit und ihre Kunst, denn sie spielte die Laute und war geübt in allerlei künstlicher Handarbeit. Anfangs schien ihm Elsabe wenig

geneigt; sie allein schien ihn, dem sonst aller Herzen entgegen schlugen, zu meiden. Er klagt über ihre Härte und Sprödigkeit in manchem tiefe Trauer atmenden Gedicht: „Wenn du mich könntest lieben, oh du mein Ich, gleich wie ich dich, so wär ich ohn Betrüben. Daß du mich aber nicht hältst wert, das ists, was mich so sehr beschwert“ heißts in einem „Flehen der Liebe“ überschriebenem Liede. Und dieses schließt mit der beweglichen Klage: „Ach laß dich doch erbitten, mein einigs Ein, durch diese Pein, die ich so oft erlitten! Schaff, Herze, schaffe doch einmal, daß ich mich freue nach der Qual!“ Wieder ein andermal heißt es: „Geht, ihr meine Thränen, geht und erweichet der ihr Herze, die wie eine Klippe steht, unbewegt von meinem Schmerze. Die das, was mein Herze bricht, sieht und wills doch sehen nicht!“ Dann wieder nimmt er sich vor ihr zu entsagen. Er singt: „Und soll es nun nicht anders gehen, ich muß von ihr gehasset sein, so laß die eitlen Sachen stehen, mein Sinn, und gieb dich nur darein. O wohl dem, welcher ist vergnüget, wie sein Verhängnis sich auch füget. Kein bessrer Rat ist, als ertragen das, was man doch nicht ändern kann. Ein feiger Mut hebt an zu zagen, beständig sein, das thut ein Mann.“ Ja er sieht sich schon völlig frei, indem er die hübschen Verse mit den Worten schließt: „Komm, güld'ne Freiheit, komm, mein Leben und setze mir dein Hütlein auf. Ich habe gute Nacht gegeben der Eitelkeiten schnödem Lauf. Sie sei nun, wie sie will, alleine, auch ich bin niemands mehr als meine.“ Aber bald sieht er ein, daß er nicht von ihr lassen kann, und so macht er seinen Klagen Luft in den Worten: „Und gleichwohl kann ich anders nicht, ich muß ihr günstig sein u. s. w.“

So verging eine lange Zeit in stiller Sehnsucht, banger Klage. Elsabe blieb ungerührt und unbewegt. Und dennoch setzte er seine Werbung fort. Daß ihr Herz schon vergeben sei, daß sie einen anderen lieben könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Er wollte sie erringen, und er zweifelte nicht daran, daß ihm dies endlich doch gelingen müsse, weil er nicht an sich zweifelte, und durch die Gunst, die ihm von anderer Seite entgegen gebracht ward, viel zu sehr verwöhnt war, als daß er hätte glauben können, Elsabe werde sich ihm dauernd entziehen. Aber er täuschte sich. Zwar schien es in der That, als wenn Elsabe zuletzt, gegen das

Ende seines Revaler Aufenthaltes hin ihren Sinn geändert hätte. Sie zeigte endlich ein größeres Entgegenkommen, wieß seine Annäherung nicht mehr so streng zurück, ließ sich die Huldigungen, die er ihr vor anderen darbrachte, gefallen und gestattete ihm sogar gewisse Vertraulichkeiten. Fleming war überglücklich. Er sang: „Das Herze von Demant hat sich in Fleisch gewandt? und: „Bis hierher war ich tot, nun hat es keine Not. Sie, meines Lebens Leben, hat mir dies wiedergeben, was uns den Mund macht rot." Kleine Geschenke gingen hin und her, lustige Gedichte entstanden, auch das bekannte fast ausgelassene Lied, das er unter der Überschrift veröffentlicht hat: „Wie er wolle geküsset sein" dürfte damals entstanden sein. „Nirgends hin als auf den Mund, da sinkts in des Herzens Grund; nicht zu frei, nicht zu gezwungen, nicht mit gar zu fauler Zungen, nicht zu wenig, nicht zu viel: Beides wird sonst Kinderspiel. Nicht zu laut und nicht zu leise; Bei der Maß ist rechte Weise." Und so fort bis zum Schluß: „Küsse nun ein jedermann, wie er weiß, will, soll und kann. Ich nur und die Liebste wissen, wie wir uns recht sollen küssen." Ja Paul Fleming war damals seiner Sache so sicher, daß er in einem merkwürdigen Gedicht, das er unter der Überschrift: „Livländische Schneegräfin," einem befreundeten Paar zur Hochzeit widmete, damit schloß, daß er die Hochzeitsgäste zu seiner eigenen, über kurz oder lang einfallenden Hochzeit mit den Worten einlud: „Bald sollt ihr kommen auch auf meinen Strömlingsfang."

Indes es sollte ganz anders kommen. Die echte Liebe läßt sich nicht erbitten und erbetteln, sie ist ein freies Geschenk dessen, der sie giebt. Elsabe Niehusen mag vorübergehend wohl an den Huldigungen, die ihr Paul Fleming entgegenbrachte, ihre Freude gehabt haben; vielleicht schmeichelte es ihrer Eitelkeit, von dem geliebt und gefeiert zu werden, dessen Liebenswürdigkeit und Talent alle rühmten, vielleicht gab sie auch nur dem Zureden und Drängen der Freunde und Verwandten nach, wenn sie ihn nicht mehr schroff abwies, oder fühlte sich dabei von Mitleid bewogen. Sie wußte, daß die Zeit der Abreise der Fremden nahe bevorstehe, daß dieselben dann lange, lange Zeit fernbleiben, vielleicht nie wiederkehren würden. Sie gewährte Paul Fleming ein kurzes Glück, in der Hoffnung, daß er sie dann

bald ganz vergessen, in der Ferne sich leicht trösten werde, wenn er endlich höre, wie es mit ihr stehe.

Im Hause des Heinrich Niehusen lebte als Hauslehrer seines Sohnes Magister Salomon Matthiä. Man hatte ihn aus Hamburg mitgebracht und hielt ihn in der Familie hoch und wert. Ihn liebte Elsabe und es gab ein geheimes Einverständnis zwischen beiden. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, wo der schüchterne Kandidat sich um Elsabens Hand offen hätte bewerben können, und vor dem glänzenderen Bewerber, der in Paul Fleming Elsaben erstanden war, zog er sich, geheime Qual im Herzen, einstweilen zurück. Aber Elsabe blieb ihm treu. Es war erst wenig über ein Jahr, seit der im März 1636 erfolgenden Wiederabreise der Gesandten von Reval vergangen, Magister Salomon Matthiä war inzwischen zum Professor der griechischen Sprache in Dorpat ernannt worden und hatte damit für die eigene Bewerbung freie Hand bekommen, da wurden beide am 12. Juni 1637 ein Paar.

Das alles hatten die Freunde kommen sehen, und hätte wohl auch Paul Fleming merken können, wenn die Leidenschaft und zum Teil wohl auch die Selbstliebe ihn nicht so ganz eingenommen hätten. Aber beide machten ihn blind. Noch kurz vor der Abreise drang er in Elsabe, daß sie sich öffentlich mit ihm verlobe. Sie weigerte sich dessen, indem sie auf die Gefahren der Reise und deren voraussichtliche jahrelange Dauer hinwies. Da sie sich indessen zu einer offenen Absage, von der sie wußte, daß sie ihn tief verletzen, vielleicht krank machen würde, nicht entschließen konnte, so hielt er sie dennoch für gebunden, wie er sich für gebunden hielt. Als er schon wieder von ihr geschieden und auf der Weiterreise nach Persien weit von ihr war, schrieb er in einem „das getreue Elsgen" überschriebenen, in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen ihren Namen zeigenden Gedichte mit Bezug auf sich: „Es ist unverwandt mein Herze, das ich trage gegen dir, es ist unverwandt in mir, du mein Trost und auch mein Schmerze. Was sich regt in meinem Blute, weiß von keinem Wankelmute. Lasse dich dies nicht betrüben, daß ich dir ohn Unterlaß, von der Pein, die mich macht blaß, seither habe nicht geschrieben. Das Gemüte red't die Fülle, schweigt gleich Mund und Feder stille. — Siehst du wie die festen Eichen für den Stürmen

sicher sind, wie der schwache Nordenwind von den Felsen ab muß weichen? Mein stark Herze, das dich meint (liebt), bleibt, weil uns die Sonne scheint." Und ebenso fest rechnet er auf Elsens Gegenliebe. Das schönste aller Gedichte Flemings ist ein Ausfluß dieser Überzeugung:

Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Das schöne Lied findet sich in unserem Landesgesangbuche und in zahllosen Gedichtsammlungen. Es wird jetzt gerne bei Trauungen gesungen und soll da auch ferner seinen Wert haben und in seinem Rechte bleiben, obwohl wir jetzt wissen, daß diejenige, im Hinblick auf welche Paul Fleming das Lied gedichtet hat, ihm die Treue nicht gehalten.

Aber sie hatte sie ihm freilich auch nicht versprochen, wenn schon sie, dieser Vorwurf kann ihr unsererseits nicht erspart werden, mit dazu beigetragen hat, daß er solange in seiner Selbsttäuschung verblieb. Als endlich der Schleier vor seinen Augen zerriß, als er die Kunde von der Vermählung Elsabens mit dem Jugendgeliebten erfuhr — es war zu Schamachie in Persien — da war das Erwachen fürchterlich. Sein Schmerz ward in bitteren Klagen laut. Er war der Verzweiflung nahe. „Ein Kaufmann," singt er, „der sein Gut nur einem Schiffe traut, ist hochgefährlich dran, indem es bald kann kommen, daß ihm auf einen Stoß sein ganzes wird genommen. Der fehlt, der allzu viel auf sein Gelücke traut. Gedenk ich nun an mich, so schauert mir die Haut. Mein Schiff, das ist entzwei, mein Gut ist weggeschwommen. Nichts mehr, das ist mein Rest, das machet kurze Summen; ich habe Müh und Angst, ein andrer meine Braut. Ich Unglückseliger, mein Herze wird zerrissen, mein Sinn ist ohne sich, mein Geist zeugt von mir aus, mein alles wird nun nichts. Was wird doch endlich draus? Wär' eins doch übrig noch, so wollt ich alles missen. Mein teuerster Verlust, der bin selbselbsten ich. Nun bin ich ohne sie, nun bin ich ohne mich." Uber solchen und ähnlichen Klagen verfiel Paul Fleming in eine harte Krankheit,

von der er nur langsam, vielleicht nie wieder genas. In einem gewissen Sinne kann man sagen, daß Fleming an gebrochenem Herzen gestorben sei. Doch erholte er sich noch einmal. Dem Zuspruch der Freunde, den Tröstungen der Religion gelang es, ihn allmählich wieder aufzurichten.

Im größten Leid nimmt das kranke Herz zu Gott seine Zuflucht. Wenn auch Menschen untreu werden, Gott ist getreu. Als sich Fleming an ihn wandte, fand er die Ruhe der Seele wieder. In einem schönen „Hephata" überschriebenen Gedicht ruft Paul Fleming zu Gott. „Ach sprich es auch zu mir, dein kräftigs: Thu dich auf! Ach sprich es auch zu mir. Denn mir auch sind verschlossen Ohr, Augen und der Mund. Viel Zeit ist hie verflossen, daß ich so elend bin. Die Welt hat viel zu Kauf. Ich folge, was sie rät und werd nur Ärger drauf. So lebt mein kranker Leib mit seinem Hausgenossen, zu allem Werke laß, zu allem Thun verdrossen, auf ein Ding nur bedacht, zu enden seinen Lauf. Ist's möglich, daß mir noch auf dieser bösen Erden, o Arzt, durch deine Hand soll ausgeholfen werden, so halt mich nicht mehr auf, hilf diesem Übel ab. Nimm mein Beschweren hin, nachdem mein Geist so wacht. Thust du's, so klingt dein Lob auch noch aus meinem Grab: Der alles machet wohl, hat mirs auch wohl gemacht." In einem anderen Liede aber, das er auf die Weise des 101. Psalms gemacht, singt er: „Ich habe mich mit mir nun ganz besprochen. Der leichten Welt ihr Gutsein oder Pochen, soll mich forthin nicht weder krank noch froh mehr machen." Und so nimmt er sich vor: „Ich will forthin mit streitenden Gebeten die böse Welt zu meinen Füßen treten, will bloß auf den mein Herze stellen hin, von dem ich bin. Er meint es gut und will mich nur versuchen, ob ich ihn wohl will segnen oder fluchen; er ist gerecht, wird mehr nicht, als ich kann, mir muten an. Was er legt auf, das hilft er selbsten tragen und macht es so mit allen unsern Plagen, daß endlich anders man nicht sagen kann, als: Wohl gethan!"

In der Kraft des Gebetes also hat Paul Fleming die Anfechtung siegreich überwunden.

4*

Zehntes Kapitel.

Zweite Reise nach Moskau und Aufbruch nach dem Orient.

Im Vorhergehenden sind wir, um das Verhältnis Paul Flemings zu Elsabe Niehusen im Zusammenhange darstellen zu können, den Ereignissen etwas vorausgeeilt; jetzt nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf.

Nachdem die Gesandten alles für die neue Reise vorbereitet und die Völker, die sie angeworben, sich in Hamburg gesammelt hatten, brachen sie von dort am 22. Oktober 1635 und am 28. Oktober früh 5 Uhr von Travemünde aus auf. Das Schiff, in welchem sie fuhren, war ganz neu und noch nie unter Segel gewesen, auch die Besatzung bestand zum Teil aus neuen, wenig geübten Leuten. Das verhieß wenig gutes, und in der That lief die Fahrt übel genug ab. Schon beim Auslaufen aus dem Hafen rannte es mit anderen Schiffen, die im Hafen lagen, zusammen, dann erhob sich ein Sturm und schließlich lief das Schiff in der Nähe der Insel Öland auf Klippen auf, von denen es nur mit Mühe wieder abgebracht werden konnte. Anfang November gab es in der Ostsee schreckliche Stürme und das Schiff ward in die finnischen Scheren verschlagen, bis es endlich, arg beschädigt und in jeder Beziehung übel mitgenommen, am 8. November hinter der Insel Hochland still zu liegen kam. Als sich aber der Sturm wieder erhob, erlitt es gar Schiffbruch, aus welchem die Gesandten und ihre Völker nur mit Mühe sich ans Land retteten. Doch ging viel kostbares Gut verloren. Es liegt aber die Insel Hochland nicht allzufern von der livländischen Küste und der Stadt Reval. Und als von dort zwei größere Bote, die nach Finnland übersetzen wollten, aber vom Sturme ebenfalls an die hochländische Küste verschlagen worden waren, kamen, wurden die Reisenden endlich nach Livland übergeführt, und kamen am 2. Dezember, zwar müde und krank und nach Verlust von mancherlei Habe, endlich in Reval wieder an.

Die Einwohner der Stadt gaben ihre Freude über die Errettung der Gesandten aus so schwerer Not in mancherlei Weise zu erkennen. In den Kirchen wurde ein Dankgottes-

dienst, im Gymnasium ein besonderer actus gratulatorius mit Danksagung und Glückwünschung veranstaltet. Um sich einigermaßen zu erholen und zugleich das verloren gegangene Gut, soweit nötig und möglich wieder zu ersetzen, blieben die Gesandten in die dreizehnte Woche in Reval still liegen, bis endlich am 2. März der allgemeine Aufbruch von da erfolgte. Wie schwer Paul Fleming der Abschied von Reval ward, haben wir bereits gesehen, aber auch von den anderen war ein Teil in derselben oder in einer ähnlichen Lage. Auch der erste Gesandte selbst, Krusius, der seit einiger Zeit Witwer war, hatte einen, durch den Schiffbruch veranlaßten längeren Aufenthalt auf dem einem reichen Revaler Kaufmann gehörigem Gute Kunda benutzt, um sich mit der ältesten von dessen Töchtern zu verloben. Eine jüngere Schwester derselben holte sich später Olearius heim, der dadurch des Gesandten Schwager ward. Wieviel er sich darauf und auf den Schwiegervater, der nicht bloß auf Kunda, sondern auch auf Kegel, einer anderen großen Herrschaft in dieser Gegend, angesessen war, zu gute that, das kann man aus mancher Andeutung in seiner Reisebeschreibung ersehen. Wir wollen das aber dem Guten nicht sonderlich verargen; es war nichts kleines, zumal in jener Zeit, wenn eines armen Schneiders Sohn eines großen Gesandten und späteren schwedischen Gouverneurs in Reval und in Esthland und Ingermanland lieber Schwager und des vornehmen Kauf- und Handelsherrn, auch Erbherrn auf Kunda und Kegel vielgeliebter Schwiegersohn ward; anderer Ehren, die ihm darnach noch zu teil werden sollten, gar nicht zu gedenken.

Die zweite Reise nach Moskau verlief glatt, wie die erste, und ohne sonderliche Begebenheiten. Am 2. März war man von Reval aufgebrochen, noch vor Ende des Monates, am 28. März, traf man vor den Thoren von Moskau wieder ein. Wieder gab es einen großen Empfang und feierlichen Einzug, der diesmal um so großartiger war, ein je größeres Gefolge jetzt die Gesandten bei sich hatten, denn das Personal, das bei der ersten Gesandtschaftsreise nur aus 34 Köpfen bestand, war bis auf 91 vermehrt und dazu kamen noch 30, die später in Moskau selber angeworben wurden. Um unter soviel Volks, denn es waren darunter Leute von allerlei Art und Gemüt, die nötige Zucht halten

zu können, wurde eine besondere „Ordnung“ aufgerichtet, in der namentlich auch auffällt und auch in unseren Tagen nachahmungswert sein möchte, daß man dabei des lieben Gottes nicht vergaß, sondern ihn gebührend in Ehren hielt. An jedem Morgen und Abend wurden gewisse Bet-, Buß- und Dankstunden abgehalten und zur Anwohnung derselben durch Trompetenklang eingeladen. Die Säumigen wurden hart mit Geld bestraft. Ebenso ging es denen, die bei den ordentlichen und wöchentlichen Sonntagspredigten fehlen würden. Diejenigen aber, welche Gottes Zorn und Strafe durch das damals leider auch recht überhand nehmende, „leichtfertige Schwören, Wünschen, Schandieren und unhöfliche Possenreißen“ herausfordern würden, die sollten „exemplarisch, nach Befinden auch am Leibe,“ gestraft werden.

Auch der zweite Aufenthalt der Gesandten in Moskau dauerte wieder monatelang. Olearius benutzte die Zeit, um über Rußland und die Russen Erkundigungen einzuziehen, und das Erkundete mit dem, was er selbst beobachtet, zu einem Bericht zusammen zu stellen, der das dritte Buch seiner Persianischen Reisebeschreibung ausfüllt. Derselbe ist aber um so interessanter, weil Rußland und die Russen eben jetzt wieder viel von sich reden machen und, wenn man den Zeitungen glauben darf, gerade unserem deutschen Vaterlande jetzund nicht freundlich gesinnt sind, gegen dasselbe wohl gar mit den Franzosen im Bunde heimlich Anschläge schmieden.

Das Bild, welches Olearius von den Russen entwirft, ist aber kein sonderlich schmeichelhaftes. Er rechnet sie kurz und gut unter die „Barbaren“. „Die Russen,“ sagt er, „sind nach ihren Gemütern, Sitten und Leben betrachtet billig unter die Barbaren zu rechnen.“ Er nennt sie „scharfsinnig und verschmitzt, wenn es gilt ihren Vorteil und Nutzen zu suchen oder ihren Begierden zu genügen.“ Das zeigten sie namentlich beim Kauf und Verkauf, „und wer sie betrügen will,“ sagt Olearius, „der muß gut Gehirn haben.“ In diesem Ruf der Schlauheit und Geriebenheit stehen die Russen bekanntlich heute noch.

In den Häusern der Russen fiel den Deutschen die Dürftigkeit der Einrichtung und die Unreinlichkeit auf. An Hausgerät fanden sie bei den meisten nur drei oder vier irdene Töpfe und ebenso viel irdene und hölzerne Schüsseln;

Zinn, das damals in Deutschland sehr verbreitet war, und gewissermaßen das Porzellan ersetzte, sah man nur wenig, noch seltener silberne Geschirre Auch Federbetten vermißte man in ihren Häusern, sie schliefen auf bloßen Matten von Stroh und in ihren Kleidern, im Winter aber auf Bänken um den Ofen her, oder auf dessen oberer glatter Fläche. Auch im Essen hielten sie sich einfach, besonders gebräuchlich waren Rüben und Kohl, sowie Fische. Vortrefflich fanden die Reisenden die russischen Pirogen, eine Art Pasteten oder Pfannkuchen, die mit klein gehacktem Fisch oder Fleisch und Zwiebeln gefüllt und in Butter oder Öl gebacken wurden. Ganz neu war unseren Freunden der russische Kaviar, den man also damals in Deutschland noch nicht kannte. Die Russen nannten ihn „Ikari" und stellten ihn aus den Roggen großer Fische, namentlich der Störe her, indem sie ihn von der ihm anklebenden Haut befreiten und dann einsalzten und so sechs bis acht Tage stehen ließen. Hernach wurde Pfeffer und kleingehackte Zwiebel, von etlichen auch Essig und Öl dazu gethan und er so gegessen. Auch das, was wir jetzt „russischen Salat" nennen, lernten die Deutschen damals kennen. Olearius beschreibt dies Gericht so: „Gebraten Kalbfleisch wird kalt in kleine Würfel geschnitten, dann mit kleingeschnittenen Gurken und Pfeffer vermischt und mit Essig und Öl angerichtet. Sie brauchens nach dem Rausch, wenn sie pochmeli oder unlustig sind, worauf dann aufs neue wieder ein Trunk schmeckt."

Am 26. Juni erfolgte der Aufbruch der Gesandten von Moskau und ihre Weiterreise nach Persien. Sie fuhren zunächst auf einem Bot die Moskwa hinab bis zu deren Einmündung in die Oka, und dann auf dieser in die Wolga. Da wo die Oka und Wolga zusammenfließen, liegt die Stadt Nischnei-Nowgorod, die sie am 11. Juli erreichten. Hier hatte in der Zwischenzeit der Schiffer Michael Cordes, den sie bei der ersten Reise aus Holstein mitgebracht und hierher vorausgeschickt hatten, mit Hilfe russischer Zimmerleute ein Schiff gebaut aus Föhrenholz, 120 Fuß lang und mit drei Masten versehen. Dies Schiff, das auf den Namen des Herzogs Friedrich getauft ward, sollte sie die Wolga hinab und über das kaspische Meer tragen. Die Fahrt auf der Wolga galt damals für gefährlich, teils wegen der vielen, im Strome verstreuten Inseln und Untiefen, teils wegen

der am Ufer streifenden räuberischen Kosaken, die sich herzlich wenig um das Machtgebot des Zaren kümmerten, obwohl derselbe längst, dem Namen nach, der Herr auch dieser Gegenden war. Um der Gefahr des öfteren Sitzenbleibens auf trockenen Stellen zu entgehen, hatte man dem Schiff einen flachen Boden gegeben, so daß es nur sieben Fuß tief ging. Da man aber auch vor Nischnei-Nowgorod erst noch längere Zeit, drei Wochen, liegen bleiben mußte, so versäumte man die günstigste Zeit der Schiffahrt auf dem Strome. Diese fällt in den Mai und Juni, wo das Eis in den nördlichen Strömen aufgeht und große Wassermassen sich in die Wolga ergießen. Im Juli fängt das Wasser bereits an zu fallen, und da die Gesandten erst am 30. Juli von Nischnei-Nowgorod aufbrachen, so durften sie sich nicht wundern, daß ihr Schiff, namentlich während des ersten Teiles der Fahrt, öfter auflief und nur langsam vorwärts kam. Der gefürchteten Kosaken getrauten sich die Deutschen aus eigener Kraft zu erwehren; sie hatten sich zu diesem Zwecke wohl versehen, „mit Kraut und Lot, mit metallenen und steinernen Stücken," also mit Schießgewehr und grobem Geschütz. Auch ward eine feste Ordnung aufgerichtet und die Soldaten auf dem Schiff und die Völker in drei Rotten eingeteilt, die abwechselnd scharfe Wache zu halten hatten. Die Rotten befehligten, je eine die beiden Gesandten und die dritte der Marschall von Staden. Dem Gesandten Krusius war der Stallmeister von Mandelsloh, dem Brüggemann Olearius als Hauptmann beigegeben. In der Abteilung des letzteren scheint auch Fleming seinen Dienst gethan zu haben.

Nischnei-Nowgorod war schon damals eine ansehnliche von Russen, Tartaren und auch Deutschen bewohnte Stadt. Heute ist sie durch ihre Messen, bei welchen sich alle Völker des Abend- und Morgenlandes zu begegnen pflegen, weltbekannt. In Nischnei-Nowgorod trafen unsere Reisenden die letzte lutherische Gemeinde, die ihnen auf ihrem Weg begegnete, fast 100 Personen hielten sich zu ihr. Heute wohnen deutsche Lutheraner noch viel weiter den Strom hinab, besonders zahlreich um Samarar und Saratow. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß schon damals, kaum 100 Jahre nach der Einführung der Reformation, eine lutherische Gemeinde in diesen fernen Gegenden des Ostens sich fand.

Und so viel von Nowgorod und der Reise der Gesandten bis hierher; was aber weiter von der Fahrt dem Wolgastrom hinab, von der beschwerlichen Fahrt über das kaspische Meer und dem Zug der Gesandten über das Gebirge bis zur damaligen Residenz des Schahs in Ispahan zu sagen ist, das soll im folgenden elften Kapitel berichtet werden.

Elftes Kapitel.

Auf der Wolga und dem kaspischen Meer.

Auf über fünfthalbhundert deutsche Meilen schätzt Olearius die Länge des Wegs von Nischnei-Nowgorod bis zur Einmündung in das kaspische Meer bei Astrachan. Um diesen Weg zurückzulegen, brauchten sie mehr als 6 Wochen, bis zum 15. September. Einsam war der Weg und beschwerlich die Reise. Am felsigten Ufer fanden sich nur selten dürftige Dörfer, noch seltener die hölzernen Häuser einer sogenannten Stadt. Einsam wars auch auf dem Strom selbst; oft vergingen ganze Tage, ohne daß ihnen ein menschliches Wesen begegnete, nur dann und wann kam ihnen noch ein Boot oder ein größeres Handelsfahrzeug (sogenannte Struße) vor Augen, das seinen Weg stromaufwärts nahm. Die meisten dieser Schiffe kamen von Astrachan und waren nach Nowgorod oder auch nach Moskau bestimmt. Sie gehörten dortigen Großkaufleuten und waren mit Salz, Kaviar oder auch gesalzenen Fischen beladen. Sie alle berichteten von am Ufer streifenden räuberischen Kosaken. Diese lauerten, so hieß es, weiter stromabwärts auf das deutsche Schiff, um es anzufallen und auszuplündern. Bald wollte man 300 bis 400 derselben gesehen haben, bald sollten es gar 3000 gewesen sein. So ward man während der ganzen Fahrt in Spannung erhalten und war in steter Furcht vor einem räuberischen Überfall.

Sonst wohnten längs des Stromes hinab und zu beiden Seiten desselben Völker mongolischer Abstammung, Tartaren, teils vom Stamme der Ceremissen, teils nagaische, weiter im Süden auch Kalmücken. Alle diese Völker waren

Heiden. Sie waren dem Zaren tributpflichtig und wurden von Strelitzen, von denen kleinere oder größere Abteilungen hin und wieder in den Städten am Ufer garnisonierten, bewacht und im Zaum gehalten. Nach etwa vierzehntägiger Fahrt erreichten die Reisenden die Stadt Kasan. Um die Stadt zu besehen, machte sich Olearius mit dem ihm besonders befreundeten von Mandelsloh auf, denn sie hatten gehört, daß das Schiff hier den ganzen Tag vor Anker liegen bleiben sollte. Sie hatten aber kaum den Fuß ans Land gesetzt, so fuhr das Schiff auf Brüggemanns Befehl von dannen und überließ die beiden ihrem Schicksal. Das Verhalten Brüggemanns ward überhaupt immer eigentümlicher und unleidlicher. Er gebärdete sich als der eigentliche Herr auf dem Schiff und tyrannisierte die Völker, wo er konnte. Insbesondere den Olearius haßte er, vielleicht weil dieser nicht so unterwürfig sich erwies, wie die Mehrzahl der übrigen, vielleicht auch weil er ahnte, daß dieser sein Thun scharf beobachte und ihn wohl einst zur Rechenschaft ziehen werde. Denn Brüggemann hatte in Moskau sich nicht damit begnügt, mit dem ersten Gesandten Krusius lediglich seinen Herrn den Herzog Friedrich dem Zaren gegenüber zu vertreten und dessen Aufträge auszuführen, sondern er betrieb daneben noch eigene Angelegenheiten und erbat und erlangte zu diesem Zwecke noch eine besondere Audienz beim Zaren, wie er denn auch sonst Dinge trieb, die das Licht des Tages offenbar scheuten.

Niemand litt unter solchem Verhalten mehr als der erste Gesandte Krusius selbst, dem indes die Hände gebunden waren, da er den ganzen Zweck der Reise in Frage gestellt hätte, wenn er schon jetzt und auf bloße Vermutungen hin gegen Brüggemann hätte einschreiten wollen. Ja er hätte es vielleicht nicht einmal gekonnt, da ihm dieser nicht untergeordnet, sondern mit gleichem Rang und Rechte beigeordnet war. Wie peinlich ihm also auch das rücksichtslose barsche Wesen seines Kollegen und dessen gegen andere gezeigte Überhebung war, er mußte sich damit begnügen, Vorstellungen dagegen zu erheben, vermochte aber direkt nichts zu ändern. Olearius und Mandelsloh halfen sich aber selbst, indem sie nach kurzem Verweilen in der Stadt, als sie die Abfahrt des Schiffes wahrgenommen, auf Wagen am Ufer demselben nacheilten und es zwei Meilen hinter der Stadt am Abend

auch glücklich erreichten. Indes wiederholten sich solche und ähnliche Vorkommnisse durch Schuld Brüggemanns noch öfter und die Lage der seiner Willkür preisgegebenen Freunde ward immer ungemütlicher.

Am 17. August erreichte das Schiff die Stelle, wo der große Strom Kama in die Wolga mündet. Paul Fleming besang den Strom, der die Deutschen in seiner Größe und Wasserfülle an den unteren Lauf der Weser erinnerte. Der Fluß wie die Wolga, in die er sich ergießt, wimmelte förmlich von Fischen, darunter Exemplare von außerordentlicher Größe. Störe, Sterlinge u. s. w. wurden den Deutschen auf ihrer ferneren Fahrt die Wolga hinab häufig zum Kauf angeboten. Einmal erhielten sie einen Fisch, Olearius nennt ihn einen „Weißfisch", von sechs Ellen Länge und fast zwei Ellen Dicke. Von dem zarten, wohlschmeckenden Fleisch desselben wurden nicht bloß alle auf dem Schiffe befindlichen Personen gespeist, sondern es blieb auch noch eine ganze Tonne voll zum Einsalzen übrig. Die auf der Wolga fahrenden Russen nährten sich fast nur von Brot und Fisch, so daß Olearius nicht mit Unrecht sagt: „Solcher Gestalt finden die Russen, wenn sie nur Brot bei sich haben, ihren Proviant zur Reise unter sich auf dem Wege."

Inzwischen wurde die Stimmung auf dem Schiff und unter den Leuten immer übler, alle waren von dem Einerlei des Weges und der harten Arbeit, die die gemeinen Völker nachts mit Wachen und tagesüber mit Rudern hatten, stark ermüdet, dazu waren sie auch aufgebracht über die harte Behandlung, die ihnen der Gesandte Brüggemann zu teil werden ließ. „War also Sorge, Arbeit und Verdruß unser täglich Frühstück und Abendmahlzeit," sagt Olearius. Hinter Samara, welches, sie am 28. August erreichten, zeigten sich wiederholt Kosaken, indes unternahmen sie nichts gegen die Deutschen, und die Gefahr, daß später noch ein Angriff derselben auf das Schiff erfolgen könnte, schwand gänzlich, als Anfang September das Schiff eine große persische und tartarische Karawane einholte, welche schon vor ihnen den Strom hinabgegangen war. Es waren sechzehn große und sechs kleine Böte, welche neben und hinter einander hergingen. Auf ihnen hatte sich ein großer persischer Kaufmann, der tatarische Prinz Musal und ein

tartarischer Gesandter aus der Krim nach Astrachan eingeschifft.

Astrachan ward am 15. September gegen Mittag erreicht. Olearius kann den Reichtum der Stadt an Fischen, Federwild und allerlei edlen Gewächsen nicht genug rühmen. Das Land kommt ihm vor, wie das gelobte Land Kanaan, als dies die Israeliten nach dem Zug durch die Wüste endlich erreichten. Man brachte ihnen Weintrauben entgegen mit Beeren so groß wie Walnüsse, köstliche Äpfel, Quitten und Melonen. Die Karpfen erreichten eine Schwere bis zu 30 Pfund, außerdem gab es Störe und Sterlinge, aus deren Roggen hauptsächlich der Kaviar bereitet ward, in Hülle und Fülle, dazu viel Federwild als wilde Gänse, große rote Enten, Kropfgänse oder Pelikane, deren man oft Hundert auf einmal neben einander am Strande sitzen sah u. s. w. In der Stadt wohnten zahlreiche Kaufleute, nicht bloß Russen, sondern auch Perser, Indier und Armenier, außerdem zahlreiche Tartaren. Der letzteren Hauptreichtum lag in ihrem Vieh, sie hielten Pferde und Kamele und Schafe mit hängenden Ohren und Fettschwänzen, deren einer oft 20 bis 30 Pfund schwer war. Anstatt des Brotes aßen sie Kuchen aus Reis und Hirse in Öl oder Honig gebacken. In Astrachan lernten die Gesandten auch zuerst, und zwar bei einer Gasterei, welche die persischen Kaufleute ihnen zu Ehren veranstalteten, das „schwarze Wasser" (kahawe) kennen. Es ist natürlich der „Kaffee" gemeint, der damals in Deutschland noch ganz unbekannt war, den sie aber hernach in Persien als regelmäßiges Getränk vorfanden.

Bis zum 10. Oktober blieben die Reisenden in Astrachan, dann schifften sie sich ein zur Fahrt über das kaspische Meer. Das kaspische Meer ist der größte Binnensee der Welt, fast so groß wie ganz Deutschland. Damals war er fast noch unbekannt; nie zuvor hatte er ein deutsches Schiff auf seinem Rücken getragen. Der „Friedrich III.", das Schiff der Gesandten, indem es am westlichen Ufer des Sees dahinglitt, machte in Wahrheit eine Entdeckungsfahrt. Eine zuverlässige Karte gab es nicht, auch der Pilot, den sie mitnahmen, zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, so war die höchste Vorsicht während der Fahrt geboten. Man segelte nur bei Tag und legte sich nachts in der Nähe der Küste vor Anker. Am 1. November erreichte man die

Stadt Terki. Hier dichtete Paul Fleming seine „Elegie an das Vaterland“, worin er sehnsuchtsvoll auch seiner Vaterstadt Hartenstein und des Muldenflusses gedenkt. Wenige Tage später zeigten sich zuerst die Berge des Kaukasus. Allmählich entwickelte sich das Gebirge in seiner ganzen Größe und Erhabenheit. Die Reisenden erinnerten sich beim Anblick desselben der uralten Sagen vom Helden Jason, der hier im Fabellande Kolchis das goldene Vließ geholt haben soll, und des Prometheus, der dem Gebote des Göttervaters zuwider das Feuer vom Himmel holte, um es den Menschen zu geben.

Am 12. November fing auf dem Meer ein gewaltiger Sturm an zu wüten, der mehrere Tage anhielt; das Schiff krachte in allen Fugen und ward an mehreren Stellen leck. Nur mit Mühe konnte man es durch unausgesetztes Pumpen über Wasser erhalten. Am 13. November raste der Sturm noch immer fort, das Schiff trieb an Derbent, auf dessen Reede es hatte vor Anker gehen sollen, mit Gewalt vorüber. Erst zehn Meilen hinter Derbent bei einem Dorfe Niasabath, oder wie die Deutschen es nannten, Niasabay, gelang es endlich in der Nähe des Landes den Anker auszuwerfen. Doch lag das Schiff so unruhig und wurde so leck, daß man noch die ganze übrige Zeit des Tages und die darauffolgende Nacht mit stetigem Pumpen zubringen mußte.

Am folgenden Morgen, den 14. November, legte sich der Sturm etwas, und man wäre gerne ans Land gegangen, wenn man nur Böte gehabt hätte. Diese aber waren, wie auch die Schaluppe, in der vorhergehenden Nacht sämtlich losgerissen und vom Schiff abgetrieben worden. Endlich kamen auf ihr Notschießen ein paar Kähne vom Land und setzten wenigstens die beiden Gesandten, einige Musketiere mit ihrem Leutnant und die wertvollsten Stücke von der Bagage ans Ufer über. Auch hier war die Landung noch mühsam genug, der Kahn konnte nicht völlig bis ans Ufer gelangen, auf einem Grauschimmel, den ihnen der Dorfälteste bot, ritten die Gesandten aus dem Meer ans Land, und „setzten also durch Gottes Hilfe an diesem Tage mittags den ersten Fuß ins Land der Perser.“ Kaum aber war dies geschehen, als sich der Sturm von neuem und noch schrecklicher als zuvor erhob, und nun trat die

Katastrophe ein. Olearius erzählt: „Das Schiff, indem es geleichtert, wurde von den Wellen zum öfteren hoch emporgeworfen, gefährlich in die Luft geschleudert, wieder in den Abgrund gerissen und gleichsam von der See verschlungen und wieder ausgespieen. Das ganze Schiff gab sich von einander und drohte in der Mitte entzweizubrechen. Das Anker begann zu schleppen, die Notanker rissen ab und das Schiff wurde so leck, daß auch kein Pumpen mehr helfen wollte, mußten derwegen noch dazu ohne Aufhören das Wasser mit Kesseln ausbalgen. Um Mitternacht, als der Wind östlich lief, kam das Schiff der Länge nach zwischen den Wellen zu liegen, welche es so sehr schwenkten, daß beide Borde tief ins Wasser fielen; da ging der Mast in drei Stücken und schlug samt dem Maisan mit großem Krachen über Bord. Gott half, daß niemand dadurch verletzt ward, obwohl wir uns doch meist oben aufs Schiff neben der Maisan gesetzt hatten." Inzwischen hieben die Bootsleute die Taue ab und befreiten dadurch das Schiff von den anhangenden und durch ihr Anschlagen und Anstoßen das Schiff gefährdenden Hölzern, Olearius aber und die übrigen Leute, die wegen des dreitägigen Sturmes nicht viel gegessen und von dem Wachen und der stetswährenden Arbeit ganz abgemattet waren, ließen endlich die Hände sinken und gaben sich verloren. „Da befiel uns abermals Todesangst und hörte man groß Winseln und Wehklagen: Ich und Fleming nahmen jeglicher ein paar leere Fäßchen, banden sie mit Stricken zusammen und hingen sie an den Hals, setzten uns aufs Oberkastell in Meinung, wenns Schiff untergehen sollte, uns also entweder noch lebendig, oder doch die ertrunkenen Körper desto eher ans Land zu den Unsrigen zu bringen." Die Bootsleute aber hielten mit strenger Arbeit unablässig an und ermahnten die Völker noch ein paar Stunden mit anzugreifen; vielleicht möchte sich der Sturm legen und Gott Hilfe senden. Da wurden denn wiederum Gelübde gethan, den Armen Almosen versprochen und die Arbeit ferner verfolgt, um nur das Schiff über Wasser zu erhalten.

Endlich als die Not aufs Höchste gestiegen war, auch die vom Lande her trotz des besten Willens Hilfe nicht bringen konnten, obwohl Brüggemann sogar mit dem bloßen Degen die Leute ins Wasser und in die Böte zu treiben

versuchte, griff man zum äußersten Mittel, kappte die Ankertaue und ließ das Schiff stranden. Das gelang insoweit, daß zwar das Schiff darüber verloren ging, die Mannschaft aber gerettet ward, und unter so trübseligen Aussichten also setzten unsere Reisenden am 15. November 1637 den Fuß zum erstenmal auf persischen Boden.

Zwölftes Kapitel.

Reise nach Ispahan.

Die Landschaft, in der die Strandung erfolgte, gehörte zur persischen Provinz Schirwan. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit war alles noch grün; aus dem Laub der Büsche und Bäume erscholl lustig der Gesang der Vögel. Der Wein wuchs wild und rankte sich hoch bis in die höchsten Äste der Bäume hinauf, in den Wäldern gab es jagdbares Wild in Menge, namentlich zahlreich Hasen und Hühner (Fasanen), aber auch wilde Füchse (Schakals). Die Schiffbrüchigen wurden in den Häusern des Dorfes, Häusern mit platten Dächern, wie sie dieselben nachmals überall fanden, untergebracht. Dann beschäftigte man sich damit, möglichst sämtliche Habe von dem gestrandeten Schiff ans Land zu bringen. Inzwischen wurden drei Personen nach Schamachie, der Hauptstadt der Provinz Schirwan, an den dortigen Generalgouverneur oder Chan vorausgeschickt, die Ankunft der Gesandten anzuzeigen und um Weiterbeförderung zu bitten. Am 30. November kam die Antwort zurück. Der Chan hieß die Gesandten willkommen und versprach für alles Nötige Sorge zu tragen. Da es aber an die dreihundert Personen waren, welche befördert werden mußten, so verzögerte sich die Sache noch einen ganzen Monat. Während dieser Zeit begann Brüggemann wieder sich höchst eigensinnig zu betragen, so daß es eitel Zank und Unfrieden gab. Um so enger schlossen sich die Freunde, die miteinander aus Meißen und Sachsen ausgezogen waren und stets vertraulich zusammengehalten hatten, an einander. Es waren dies aber in erster Linie Olearius, der Leibarzt Dr. Grahmann, Paul Fleming und der Gesandtschaftsprediger Petri, weiter

aber auch von Mandelsloh, Imhof und andere. Am 1. des Christmonates, als sie, sich selbst unter einander zu trösten, einen gemeinsamen Spaziergang gemacht und dabei auf einen lustigen von einem klaren Bächlein fast rings umflossenen Ort gekommen waren, schlossen sie daselbst einen besonderen „Orden der Vertraulichkeit". Das Wetter war herrlich wie im Sommer, mitten unter den Bäumen des Waldes befand sich der Weinstock und Granatbäume, im Gras blühten Himmelschlüssel und Narzissen von mancherlei Art und ungewöhnlicher Größe. Grahmann bot hierbei den Freunden aus seinen mitgenommenen und aus dem Schiffbruch glücklich geretteten Vorräten: Schinken, geräucherte Ochsenzungen, spanischen Wein von Alikante und Branntwein. Da gabs ein lustiges Zechen und der lieben in Deutschland hinterlassenen Freunde wurde ebenso, wie der in Reval zurückgelassenen Lieben gebührend gedacht.

Endlich am 21. Dezember kamen von Schamachie 40 Kamele, 30 mit Ochsen bespannte Wagen und gegen 80 Pferde, die Gesandten und ihr Gefolge weiter zu befördern. Die Bagage wurde auf die Kamele und Wagen verladen, auch ein Teil der Pferde wurde hierfür in Anspruch genommen. Schließlich blieben für die 94 Personen des Gefolges, das gemeine Volk mußte sowieso zu Fuße gehen, kaum 60 Pferde zum Reiten übrig. Natürlich gab das wieder großen Verdruß, um so größeren, als man hörte, daß auch hieran Brüggemann schuld sei. Derselbe hatte nämlich höchst eigenmächtig über am Strand liegende zum Bau eines Schiffes bestimmte Hölzer, die dem Schah gehörten, verfügt und dadurch den Zorn der Perser herausgefordert. Sie nahmen ihre Rache, indem sie sich nun auch selber möglichst ungefällig zeigten, und so auch absichtlich mit zu wenig Pferden den Gesandten aufwarteten. „Gratia gratiam parit: Eine Gefälligkeit ist der anderen wert," sagt Olearius.

Die Reise ging zunächst längst der Küste von Niasabat auf Baku zu und dann nach Schamachie, woselbst sie am 30. Dezember eintrafen und vom Chan und den Einwohnern der Stadt feierlich eingeholt wurden. Man gebärdete sich, als wollte man vor Freude über die Ankunft der Deutschen närrisch werden; Pauken wurden geschlagen, Brummhörner und Schalmeien geblasen, Zimbeln gerührt und dazu mit Gesang

ein solches Jubelgeschrei gemacht, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Auch veranstaltete man den Deutschen oder „Franki“, denn so wurden sie hier genannt, zu Ehren große Feste, Freudenfeuer, bei deren einem die ganze Stadt einmal mit über 200000 Stück brennenden Lampen erleuchtet war, und Gastereien, bei denen so stark getrunken wurde, daß ein persischer Edelmann oder Beg, der des Branntweins nicht gewohnt war, und der dennoch den Gesandten die gebührende Ehre des Nachtrinkens nicht weigern wollte, sich dabei zu Tode trank.

In Schamachie erhielten die Reisenden wieder einmal Briefe aus der Heimat und von den unterwegs gefundenen Freunden in Reval und Moskau. Seit August hatten sie solche nicht mehr gehabt. Die damals erhaltenen datierten aus dem Mai. Für Fleming brachte einer der Briefe eine schlimme Kunde, und er erfuhr, was er freilich schon längst hätte wissen können, daß Elsabe ihm nicht treu geblieben sei, daß sie sich am 12. Juni 1637 mit Magister Matthiä vermählt habe. Die Wirkung, die diese Nachricht auf ihn hatte, war eine außerordentliche. Vergebens suchten ihn die Freunde zu trösten, er war der Verzweiflung nahe und fiel endlich in eine Krankheit, von der er sich trotz der aufopfernden Pflege der Freunde und der redlichen Bemühungen Grahmanns, der alle seine Kunst aufbot, des Übels Herr zu werden, nur langsam und nie völlig wieder erholte. Mit seiner Heiterkeit wars vorbei; es verstummte sein liederreicher Mund. Als ein treuer Hauspoet hatte er sonst die Leiden und Freuden der Reise in Liedern geschildert, die wechselnden Eindrücke derselben wieder zu geben versucht. Fortan war er stumm, nur selten noch sehen wir ein Lied dem sonst so Schreiblustigen gelingen. Aber um so inniger schloß er sich an die Freunde an, suchte er in ihrer Liebe Ersatz für das, was er verloren.

Der Wiederaufbruch von Schamachie erfolgte erst am 27. März. Bis dahin waren die Deutschen Gäste der Perser und sollten täglich 17 Schafe, 20 Hühner, 100 Eier, ein gewisses Maß Salz, Brot und Wein und zwanzig Eseltrachten Holz zur Küchenfeuerung geliefert erhalten. Indessen wurden diese Lieferungen sehr bald eingestellt und ausgemacht, daß die Gesandten den Proviant zunächst selbst auf dem Markt einkaufen lassen sollten, ihre Auslagen würden ihnen bei

der Abreise wieder vergütet werden. Auch das gab schließlich zu Verdrießlichkeiten Veranlassung.

Die Weiterreise erfolgte in der Richtung auf Ardebil. Von hier aus waren ihnen 60 Wagen und 130 Pferde entgegengeschickt worden. Trotz dieser großen Zahl der Wagen und Tiere mußten an einer beschwerlichen Stelle des Weges einige Geschütze, metallene Stücke, zurückgelassen werden, da die Pferde ihrer Schwere halber sie nicht weiter bringen konnten. Darüber zeigte sich Brüggemann so ungehalten, daß er sich in den gröblichsten Ausdrücken gegen die höchsten persischen Würdenträger verging und sogar die Drohung ausstieß, er werde dafür sorgen, „daß der Chan seinen Kopf verliere, oder er wolle seinen eigenen missen.“ Schließlich verlangte er aus purem Trotz, man solle hier liegen bleiben und überhaupt nicht weiter gehen, bis die Geschütze auch wieder aufgeladen würden. Erst als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ein Stilliegen an diesem unwirtlichen Orte, ganz abgesehen von allem anderen, auch schon der Kranken wegen, deren man jetzt neun zählte, und welche sicher den Tod davon gehabt haben würden, nicht möglich sei, gestattete er endlich die Weiterreise.

In Ardebil kam man am 10. April, Ostermontag an. Der Aufenthalt daselbst dauerte wieder ziemlich lange. Indes verpflegte sie der Chan der Stadt während dieser Zeit auf das beste, sie erhielten täglich 16 Schafe, 200 Eier, 30 Pfund Butter, 15 Pfund Rosinen, 7½ Pfund Mandeln, 750 Pfund Wein, 15 Pfund Sirup und an Mehl, Reis und Hühnern, soviel sie brauchen wollten. Im ganzen hatten sie während der Zeit ihres dortigen Aufenthaltes nach einer von Olearius aufgemachten Rechnung verzehrt: 15000 Pfund Brot, 50000 Pfund Wein, gegen 10000 Eier, 477 Schafe und fast ebenso viele Lämmer. Auch in Ardebil wurden den Gesandten zu Ehren allerlei Festlichkeiten veranstaltet. Der Aufbruch von Ardebil erfolgte am 11. Juni, man zog jetzt auf Sultanie, woselbst man am 22. Juni ankam. Die Hitze war inzwischen so groß geworden, daß man bloß nachts reisen konnte. Viele Personen des Gefolges erkrankten infolgedessen, so daß man zuletzt fünfzehn derselben mit Mühe mit sich führte. Beim Wiederaufbruch von Sultanie, der nach drei Tagen, am 25. Juni erfolgte, wurden für die Kranken etliche Kasten, in denen sonst die Perser ihre Weiber zu befördern pflegten,

herbei geschafft, und diese über Kamele gehängt. Indes war diese Art der Beförderung für die Patienten kaum angenehmer. Am 27. Juni kam man in Kaswin an. In Kaswin blieb man bis zum 13. Juli. Dann zog man weiter. Die Reise wurde infolge der großen Hitze immer beschwerlicher, immer mehr erkrankten, auch die Gesandten selbst. Am tapfersten hielt sich Mandelsloh. Olearius giebt ihm das Zeugnis, daß er allezeit unter ihnen der stärkste gewesen sei, er habe niemals über Schwachheit geklagt und sei daher oft ganz allein noch in der Lage gewesen, die nötigen Beobachtungen anzustellen und die entsprechenden Einträge in das Reisetagebuch zu machen. Trotz aller Beschwerden aber ward die Reise fortgesetzt, bis man endlich, endlich über Kaschan, wo man zu allen anderen Annehmlichkeiten auch noch mit giftigen Skorpionen Bekanntschaft machte, vor den Thoren der damaligen Residenz des Schah Isfahan eintraf. „Den 3. August," schreibt Olearius, „haben wir endlich durch Gottes Hilfe unser lang gewünschtes und gesuchtes Ziel der Hinreise erreichet und sind in die königliche Residenzstadt Isfahan eingezogen."

Dreizehntes Kapitel.

Beim Schah Sefi.

Wenig Erfreuliches ist über den Aufenthalt Flemings und seiner Reisegefährten in Isfahan zu berichten. Fast vom ersten Tage an gab es Verdrießlichkeiten aller Art, Streit der Deutschen unter einander und mit den Vertretern anderer sich damals ebenfalls in Isfahan aufhaltender Nationen; mehr als einmal befanden sich einzelne von ihnen oder auch die Gesamtheit in offenbarer Todesgefahr. Kaum eine Stunde dürften sie daselbst in Wahrheit ihres Lebens froh geworden sein. Rechnet man nun dazu, daß ein Teil der Reisenden infolge der vorhergegangenen Mühseligkeiten und unter der Einwirkung der in diesem Teile Persiens im Sommer herrschenden großen Hitze sich krank und elend fühlte, Fleming aber überdies über den Verlust der Geliebten und ihre Untreue in großer

Kümmernis war, so wird man sich leicht ein Bild von der damaligen Stimmung unserer Freunde machen können.

Der Einzug der Gesandten in der Stadt erfolgte unter großem Zulauf des Volkes, das in den engen Gassen wimmelnd sich drängte, oder von den flachen Dächern der Häuser aus zusah. Die Hitze und der Staub aber, der in großen Wolken sich erhob und höchstens auf ein paar Schritte hin den Ausblick gestattete, machten den Ritt durch die Straßen zu einer wahren Qual. Endlich erreichte man das den Gesandten zur Wohnung angewiesene Quartier. Es lag in einer Vorstadt, die von Armeniern bewohnt war, und bestand aus mehreren zum Teil weit von einander entfernten Häusern. Während man noch damit beschäftigt war, sich hier einzurichten, erschien der in Ispahan weilende holländische Faktor oder Geschäftsträger bei den Gesandten, wollte ihnen seine Aufwartung machen und zum Willkommen eins mit ihnen trinken. Er trat aber sehr grob und anmaßend auf, sagte offen heraus, daß er von seiner Regierung beauftragt und willens sei, ihr Anliegen an den Schah zu hintertreiben, da den Holländern nur Schaden daraus erwachsen könnte, wenn Deutschland mit den Persern und durch sie mit Ostindien direkte Handelsbeziehungen anknüpfe, erklärte aber schließlich mit einer Art von Herablassung, „ihrer Person wolle er nicht feind sein." Darauf sollten die Gesandten mit ihm trinken, was denn auch geschah. Höflicher und freundlicher waren die Engländer und Franzosen, deren ebenfalls etliche in der Stadt weilten und starke Handelsgeschäfte trieben. Mit ihnen hielten die Gesandten gute Freundschaft, die sich auch in häufigen gegenseitigen Einladungen und Gastereien zeigte. Dasselbe war der Fall mit den Mönchen mehrerer in der Stadt bestehender Klöster, namentlich den portugiesischen Augustinern, gelehrten Herren, mit denen namentlich Olearius und Fleming viel verkehrten, auch poetische Grüße und Briefe in lateinischer Sprache austauschten.

Am 7. August kam es zu einem verdrießlichen Streit und schließlich sogar zu einer förmlichen Schlacht und Blutvergießen zwischen den Deutschen und Indiern. In bestimmter Angelegenheit hielt sich damals gleichzeitig in Ispahan ein Abgesandter des Großmogul, des damaligen Beherrschers Ostindiens, auf. Einer aus seinem wohl an 300 Köpfe

starkem Gefolge trieb sich müßig vor dem Hause der deutschen Gesandten umher und sah dem Treiben der Diener zu, welche noch immer damit beschäftigt waren, das Gepäck der Gesandten einzuräumen. Halb im Scherz, halb im Ernst forderte ihn einer der Deutschen auf, mit Hand anzulegen und beim Fortschaffen der Sachen behilflich zu sein, und als er eine grobe Antwort erhielt, so schlug er ihn mit einem Stecken über den Kopf. Darauf rief der Indier seine Gefährten zu Hilfe und es kam zu einer regelrechten Prügelei, die sich mehrere Tagelang fortsetzte und endlich in eine förmliche Schlacht ausartete, bei welcher es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab. Man schoß herüber und hinüber, die Deutschen mit Musketen und Pistolen, die Indier teils mit Feuergewehr, teils mit Speeren und Pfeilen. Die Häuser wurden erstürmt, die Wände durchgebrochen, die Gesandten selbst gerieten, nachdem schon fünf von ihren Leuten tot und vierzehn schwer verwundet waren, in die äußerste Lebensgefahr. Schließlich machte Schah Sefi dem Blutvergießen ein Ende, indem er eine starke Mannschaft abschickte, die in des Königs Namen Frieden gebot. Bald hernach wurden die indischen Gesandten in Ungnaden entlassen, den Deutschen aber ihrer Sicherheit wegen eine andere Wohnung, in der sie in einem Haus und Gehöfte beisammen sein konnten, angewiesen.

Den Gesandten gegenüber erwies sich der Schah, der sonst um seiner Grausamkeit willen berüchtigt und als ein blutdürstiger Tyrann verschrieen war, zumeist freundlich. Er empfing sie in wiederholten Audienzen, bewirtete sie oftmals herrlich und nahm sie einmal auch mit auf die Jagd. Bei der ersten Audienz fanden die Gesandten den Schah in seinem Lusthaus in einer nach dem Garten zu offenen Halle mitten unter seinen Würdenträgern. Es war ein Herr von 27 Jahren, von schöner Gestalt, weiß und frisch von Angesicht, mit einer Habichtnase und einem kleinen schwarzen Knebelbart. Er trug ein Kleid von Goldbrokat und auf dem Haupt einen Kopfbund oder Turban, der mit einem schönen Kleinod und mit einer Kranichfeder geschmückt war; sein Säbel funkelte von Gold und edlen Steinen. Bei dieser ersten Begegnung überreichten die Gesandten auch die hochfürstlichen und ihre eigenen Geschenke, hierunter 40 Paar schöne Pistolen und, weil man in Erfahrung ge-

bracht, daß die Perser den Bernstein ganz besonders hochschätzten, eine ganze Menge von mit dem schönsten Bernstein verzierten Gegenständen: Säbel, Stäbe, Leuchter, Kästchen u. s. w. Brüggemann insbesondere überreichte noch einen großen messingenen, aber ganz vergoldeten Kronleuchter mit 30 Armen und einer im Knopf des Leuchters befindlichen, die Viertel- und Stunden -schlagenden Uhr. Auch ließ er auf einem Zettel geschrieben die großen metallenen Stücke überreichen, die bei Ardebil zurückgeblieben waren, die aber freilich nicht ihm, sondern seinem Herrn, dem Herzog gehörten.

Nach der Audienz ward eine große Tafel abgehalten, bei welcher die ungeheure Anzahl goldener Schüsseln und Krüge auffiel, welche der Schah aufsetzen ließ. Indes nicht immer und gegen alle zeigte sich der Schah so glimpflich. Es lebte damals in Ispahan ein deutscher Uhrmacher, namens Johann Rudolf Stadler, gebürtig aus der Schweiz. Derselbe hatte sich vor Jahren in des Königs Dienst begeben und mit seiner Kunstfertigkeit demselben aufgewartet, verlangte nun seinen Abschied und gedachte die Gelegenheit der Rückreise der holsteinischen Gesandten zu benutzen, um selbst wieder nach Deutschland zu gelangen. Davon aber wollte der Schah nichts wissen, bot ihm vielmehr 400 Reichsthaler, wenn er noch ein Jahr bleiben würde. Als Stadler hierauf nicht eingehen wollte, geriet der Schah in Wut und benutzte die erste, sich darbietende Gelegenheit, ihm seinen Zorn fühlen zu lassen. Es begab sich nämlich, daß in der Nacht ein Dieb bei Stadler einbrach; diesen trieb Stadler mit Schlägen aus dem Hause und schoß ihn schließlich mit einer Pistole vollends nieder. Die Freunde des Entleibten klagten dies und, daß ein Ungläubiger einen Rechtgläubigen ermordet habe, dem geistlichen Richter, und der Schah ließ ihn darauf hin ergreifen und verurteilte ihn zum Tode, dafern er sich nicht beschneiden lassen und den mohammedanischen Glauben annehmen würde. In diesem Falle solle er begnadigt und ihm das Leben geschenkt sein. Rudolf Stadler aber erklärte: „Um des Königs Gnade wolle er nicht Christi Gnade verscherzen. Der Leib, welchen er dem Könige zum Dienste übergeben, könne dem Könige zukommen, aber nicht die Seele, sondern Christo, der sie mit seinem Blute teuer erlöset, dem wollte er sie auch in beständigem Glauben durch

sein Blutvergießen wieder aufopfern.“ „Als nun daraufhin über Stadler entschieden ward, daß er sterben sollte, gingen die katholischen Mönche zu ihm, wollten ihn trösten und zu ihrer Religion bekehren, aber er wollte weder zur rechten, noch zur linken wanken und blieb also seinem protestantischem Glauben treu.“ Trotz der dringenden Bitten der holsteinischen Gesandten und sämtlicher Europäer wurde er zum Tode geschleppt und mit Säbeln niedergehauen. „Er ist aber freudig und getrost zum Tode gegangen und hat noch im Niederknien seinen Henkern mutig zugerufen: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu.“

Der Tod des braven Mannes erregte bei den Deutschen allen die schmerzlichste Empfindung, zu förmlichen Wutausbrüchen aber veranlaßte derselbe den Gesandten Brüggemann. Er erging sich ohne alle Scheu in den beleidigendsten Redensarten gegen den Schah und seine Räte und reizte dadurch, wie durch sein ganzes, trotziges und eigensinniges Verhalten den König in so hohem Grade, daß man bereits allgemein fürchtete, derselbe werde sich zu einer Gewalthat gegen die Gesandten und ihre Leute hinreißen und sie vielleicht alle töten lassen. Es konnte aber dies thörichte Beginnen Brüggemanns umso weniger gebilligt werden, weil offenbar war, daß nicht das Mitleid mit dem armen Hingerichteten ihn also bewegte, sondern der Grund war lediglich der, daß er ein sträfliches, den Völkern der Gesandtschaft zum höchsten Ärgernis gereichendes Verhältnis zu einem armenischen Weibe unterhielt, welche des Verstorbenen Schwägerin gewesen war und nun durch Brüggemann an den Persern sich rächen zu können meinte.

Schließlich als Brüggemann gegen die Perser natürlich nichts ausrichten konnte, richtete sich seine sinnlose Wut gegen einige seiner Begleiter. Er bedrohte den Gesandtschaftsrat Olearius, der ihn wohl wegen seines Verhaltens Vorhalt gethan hatte, mit dem Tode, und zwang ihn dadurch zur Flucht in das Kloster der Augustiner, welche ihn freundlich aufnahmen und ganze 13 Tage heimlich bei sich versteckten, bis es dem ersten Gesandten Krusius endlich doch gelang, zu vermitteln. Olearius hatte sich bereits vorgenommen, allein auf dem Weg über Babylon und Aleppo die Rückreise in das Vaterland anzutreten. Auch noch gegen ein anderes Mitglied in der Gesandtschaft kehrte sich die

Wut Brüggemanns. Einer der Hofjunker und Truchsessen nämlich, Lyon Bernoldi aus Antwerpen, hatte mit dem holländischen Agenten Freundschaft geschlossen und ohne Erlaubnis der Gesandten Geschenke von ihm angenommen. Da ließ ihn Brüggemann in Ketten legen und ins Gefängnis setzen, darinnen sollte er bleiben, bis die Gesandten die Rückreise nach Deutschland antreten würden. Bernoldi aber zerbrach seine Ketten und entfloh in das königliche Schutzhaus oder Alla Capi, denn es giebt ein heiliges Gesetz in Persien, wornach diejenigen unversehrt bleiben müssen, welche in dies Asyl sich retten. Also schlug der Schah, den Brüggemann um Auslieferung des Bernoldi anging, dies ab. Brüggemann aber vermaß sich, „er wolle den Bernoldi wiederhaben und solle er ihn auch in des Königs Schloß erschießen.“ Darauf schickte er 20 Bewaffnete zu Fuß und Roß ab, welche vor des Königs Pforte auf den Bernoldi lauern sollten, falls er etwa herauskäme. Da beklagte sich der König bitter über die Deutschen, „vor denen er nicht einmal sicher schlafen könne, und erklärte, entweder er oder sie müßten aus der Stadt, falls nicht größeres Unheil daraus erstehen solle.“

Da war es denn freilich am besten, daß die Gesandten ihren Abschied erhielten und ungesäumt die Rückkehr antraten. Dies geschah am 21. Dezember des Jahres 1637 und zwar so, daß, wie Olearius schreibt, „ein Teil zwar, die ihre Freundinnen in Ispahan mit dem Rücken ansehen mußten und was sie ihnen von ihrer Wiederkunft weißgemacht, selbst nicht glaubten (es ist der Gesandte Brüggemann mit seinen Getreuen gemeint), voll Wehmut und Seufzen waren, der andere Teil aber, so nichts als Ungemach und Verfolgung ausgestanden, verließen die Stadt Ispahan in Hoffnung, daß ihre Erlösung sich nahte, im Namen Gottes mit herzlicher Freude.“ Zurück aber blieben außer Lyon Bernoldi, der noch immer vor dem Zorne Brüggemanns im Schutzhaus sich barg, noch fünf, die sich aus Furcht, daß Brüggemann unterwegs auch sie verderben könnte, ebenfalls in das Schutzhaus flüchteten. Es waren dies ein Feldscheer, Weinmeister mit Namen, der Schiffer Michel Coodes mit seinem Jungen, der Hauptbootsmann Jürgen Steffens und ein Trabant Westerberg. Diese besuchten die drei verbündeten Freunde Hartmann Grahmann,

der Leibarzt der Gesandten, Olearius und Paul Fleming noch am Tage vor ihrer Abreise von Ispahan und vermahneten sie, „daß sie beständig bei ihrem Christentum verbleiben, die einmal erkannte und bekannte seligmachende Religion nicht verlassen und sich etwa durch Verheißung schnöden Gewinnstes von den Mohammedisten verführen und beschneiden lassen sollten." Dies gelobten sie unter Thränen. Es blieb aber auch in Ispahan zurück Albrecht von Mandelsloh, der Gesandten Stallmeister, denn dieser hatte sich vorgenommen, ferner noch allein durch Persien zu wandern, Ostindien zu besuchen und von da zu Schiff in die Heimat zurückzukehren. Er hat diesen seinen Vorsatz auch ausgeführt und ist, nachdem er die vornehmsten Städte des indischen Reiches besehen, im fünften Jahre nach seinem Auszug aus Ispahan um das Kap der guten Hoffnung heimgekehrt, im Jahre 1644 aber, im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens, als Rittmeister in dem Dienst des französischen Königs zu Blois in Frankreich gestorben.

Vierzehntes Kapitel.

Heimkehr. Paul Flemings Tod.

Bei der Erzählung von der Heimreise der Gesandten und ihres Gefolges müssen und können wir uns kurz fassen. Die Reise ging anfangs zwar auf einem anderen Wege, als den sie gekommen, von Ispahan nach Rescht am Südwestende des kaspischen Meeres durch die Landschaft Kilan, dann aber doch meist wieder durch bekanntes Gebiet, nämlich von Schamachie längs des Westufers des kaspischen Meeres durch Dagestan, wo man wiederholt durch die das Gebiet bewohnenden wilden Tartaren in große Gefahr kam, über Terki in Zirkassien nach Astrachan, welches sie am 14. Juni des Jahres 1638 wieder erreichten. Während alle anderen froh waren, endlich wieder soweit gekommen zu sein, ward Brüggemann jetzt sichtlich unruhig. Er fürchtete sich der Rechenschaft, die er dem Herzoge würde ablegen müssen, und nahm zu neuen Ränken seine Zuflucht. Um sich der lästigen Zeugen seiner Vergehen und Veruntreuungen zu entledigen, wollte er durch einen Russen,

der mit den Gesandten in Persien gewesen war, seine Kollegen beim Patriarchen in Moskau hinterlistig verleumden lassen und es womöglich dahin bringen, daß diese sämtlich nach Sibirien geschickt würden. Der Russe aber verriet diesen Anschlag den anderen und machte ihn dadurch zu nichte. Den 7. September reisten die Gesandten mit samt ihrem Gefolge wieder von Astrachan ab und fuhren auf zwei Böten, die sie zu diesem Zwecke gemietet, den Wolgastrom hinauf bis Kasan, wo sie fünf Wochen blieben, bis Schlittenbahn eintrat, worauf sie in 60 Schlitten auf dem jetzt mit Eis bedeckten Wolgastrom nach Nischnei-Nowgorod fuhren. Dort feierten sie Weihnachten und gingen dann nach Moskau weiter, das sie am 2. Januar des Jahres 1639 erreichten. Wieder empfing sie der Zar huldvoll, ließ sich Bericht erstatten über ihre persische Reise und den Erfolg derselben und verhandelte selbst mit ihnen weiter wegen Abschlusses der Verträge.

Am 30. Januar begab sich einer der Vornehmsten aus der Gefolgschaft der Gesandten, der Marschall von Üchtritz, voraus auf die Reise nach Holstein. Eines Erbfalls halber war seine Ankunft in Deutschland in kürzester Frist notwendig. Brüggemann aber verweigerte ihm den Urlaub, außer er würde sich verpflichten, von keinem sonst als von ihm, nämlich dem Brüggemann, Briefe mit nach Deutschland und sonderlich an den Hof zu nehmen, alle anderen aber, von den übrigen ihn zur Beförderung übergebenen Briefe sollte er an Brüggemann ausliefern. Das kam dem Üchtritz verdächtig vor, und er machte dem ersten Gesandten Krusius Mitteilung davon. Da ward ihm der Rat gegeben, sich zu stellen, als wolle er dem Brüggemann willfahren, doch sollte er sich von des Brüggemann Hand einen Revers ausstellen lassen des Inhaltes, daß dieser ihn auch dann schützen und vertreten wolle, wenn etwa auf diese Weise auch ein Bericht des anderen Gesandten an den Herzog selbst unterschlagen würde und verloren ginge. Brüggemann ging in die Falle oder, wie Olearius sich ausdrückt, er „sah das verdeckte Essen nicht,“ und gab dem von Üchtritz die Handschrift. Hierauf wurden ihm vom Gesandten Krusius und denen, die sonst Briefe nach Deutschland mitgeben wollten, zwei Pakete Briefe, eins heimlich und eins öffentlich übergeben, das eine mit gleichgültigem Inhalt, welches

Üchtritz verabredeter Maßen dem Brüggemann auslieferte, das andere, die echten Briefe enthaltend. Darauf reiste der Üchtritz eilends, ehe Brüggemann den ihm gespielten Streich entdeckt, ab. Im folgten volle sechs Wochen später am 15. März auch die Gesandten und kamen auf dem gewöhnlichen Wege am 13. April in Reval an.

Hier hatte sich inzwischen nicht allzuviel geändert. Nur Elsabe Niehusen weilte nicht mehr in Reval; an der Seite des Gemahles verlebte sie glückliche Tage in Dorpat. Aber gerade ihr Fernsein machte es Fleming leichter, in die alten Beziehungen zu den Revaler Freunden wieder einzutreten. Selbst im Hause Niehusens verkehrte er jetzt wieder sonder Harm. Die lange Zeit bewährte auch an ihm ihre heilende Kraft, sein Schmerz war allmählich milder geworden, er konnte jetzt ohne Groll an die einst Geliebte denken. Heitere Feste, die jetzt gefeiert wurden, sahen auch ihn heiter, so die Vermählung des ersten Gesandten Lic. Krusius mit Maria Müller, welche am 13. Mai erfolgte, gleichzeitig mit der Hochzeit eines anderen seiner Reisegefährten, des russischen Dolmetschers Arbenbeck. Auch der Herzensfreund Paul Flemings, Hartmann Grahmann, feierte im Juni in Reval seine Hochzeit. Das alles regte Fleming an und gab ihm den Mut, weiter zu leben, wieder. Schließlich öffnete sich einer neuen Liebe sein Herz, er verlobte sich mit Anna Niehusen.

Anna Niehusen war eine jüngere Schwester Elsabens. Als Fleming am 2. März 1636 von Reval schied, war Anna fast noch ein Kind gewesen. Jetzt sah er sie zur lieblichen Jungfrau erblüht wieder und meinte, in ihr eine andere Elsabe wieder zu finden. Er bewarb sich um ihre Gunst und bald auch um ihre Hand, die sie ihm nicht versagte. Das neue Glück begeisterte ihn zu neuen Gedichten. In einem Akrostichon, einem Liede also, dessen Strophenanfänge den Namen Anna N. (Niehusen) ergeben, singt er:

„Auserwählte nach der einen, die mir gut war auf den Schein, willst du mich getreue meinen (lieben), so will ich auch deine sein u. s. w. Neue Gunst ist nicht ohn Sorgen, doch dein redlichs Herze macht, daß mir nichts, nichts ist verborgen, was die andern macht bedacht (bedenklich) u. s. w. Neige deiner Liebe Feuer auf mich, der ich deine bin, halt mich wert, wie ich dich teuer, dies ist steter Liebe Sinn.

Was sich regt in meinem Blute, weiß von keinem Wankelmute“ 2c. 2c. Diesem einen Liede folgte eine Reihe anderer, die sein Liebesglück schildern und uns die Überzeugung geben, daß er an Annas Seite wohl nochfrohe Jahre hätte erleben können.

Aber Gott hatte es anders beschlossen.

Flemings Plan war, sich dauernd als Arzt in Reval niederzulassen. Der Rat der Stadt bot ihm das erledigte Physikat, also die Stelle als erster städtischer Arzt, an. Nur den Grad eines Doktors der Medizin, den schon in Leipzig zu erwerben, die Umstände ihn gehindert hatten, gedachte er sich vorher noch zu erwerben, und zwar in dem holländischen Leyden, welches damals einer der vornehmsten Sitze der medizinischen Wissenschaft war. Zu diesem Ende trat er zunächst mit den Gesandten die Rückreise nach Deutschland an und stellte sich mit ihnen auf dem Schlosse Gottorp dem Herzog vor. Dann aber nahm er seinen Abschied und ging zu Schiff nach Leyden, wo er nach nur kurzer Vorbereitung das Examen ehrenvoll bestand und mit dem Doktorhut geschmückt ward. Dies geschah am 23. Januar 1640. Bald darauf trat er die Rückreise an, erkrankte aber während derselben und sah sich genötigt, in Hamburg Aufenthalt zu nehmen. Hier starb er am Gründonnerstag des Jahres 1640 am 3. April. Schon drei Tage zuvor war er in der vollen Erkenntnis des ihm bevorstehenden Todes, aber frei von Todesfurcht und in Gottes Willen ergeben, dichtete er sich selbst sein Grablied, in welchem sich eine starke Hoffnung der Unsterblichkeit, allerdings einer Unsterblichkeit im menschlichen Sinne, in welchem dieselbe für Nachruhm genommen wird, ausspricht. Das Gedicht lautet:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich.
Von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich.
Jung, wachsam, unbesorgt, man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien *), dies ganze dank ich euch.
Verzeiht mir, bin ichs wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
Was bin ich vielbesorgt, den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

*) Göttinnen des Gesanges.

Unsterblichkeit in diesem Sinne, dauernden Ruhm auf Erden, hat sich Paul Fleming in der That gewonnen. Zu seiner Zeit ward er neidlos und willig als einer der größten deutschen Dichter anerkannt, die Sammlung seiner deutschen Lieder, welche einem letzten Wunsche des Dichters entsprechend sein Freund Olearius herausgab, fand rasch in ganz Deutschland Verbreitung, nicht minder eine ganze Zahl von Nachdrucken. Als in dem seinem Tode folgenden Jahrhundert es schien, als wollte sein Name vergessen werden, war es kein Geringerer als der große Leibnitz, der mit Nachdruck wieder auf ihn aufmerksam machte. Später widmeten die sogenannten Romantiker, namentlich aber A. W. Schlegel dem Frühvollendeten Gedichte, die seine Bedeutung rückhaltlos anerkennen.

Aber auch in dem anderen höheren Sinne, in welchem wir Christen von Unsterblichkeit und in Verbindung damit von einem ewigen, seligen Leben sprechen, dürfen wir hoffen, daß Gottes Gnade Paul Fleming das beschert haben werde, wornach er sich zeitlebens gesehnt. Denn Paul Fleming war auch ein frommer Dichter, und hätte er auch nur dies eine Lied gedichtet: „In allen meinen Thaten,“ so würde er sich damit allein schon einen Gotteslohn verdient haben. Denn dies Lied ist nicht bloß ein Reiselied, sondern auch ein Trostlied und gehört als solches mit zu den schönsten, welche der reiche Liederschatz unserer evangelischen Kirche aufweist Wie vielen armen und bekümmerten Herzen mag dasselbe wohl schon Erquickung und Erhebung gebracht haben, wie vielen die Kraft, still auszuhalten in Leiden und mit Geduld ein schweres Geschick zu tragen! Des neuen Deutschlands zweiter Kaiser Friedrich III. hat an sich diese Erfahrung gemacht, Paul Flemings: „In allen meinen Thaten“ war sein Lieblingslied; als man am 18. Oktober 1887 in San Remo zum letzten Male seinen Geburtstag feierte, ward in der kleinen protestantischen Kapelle des Ortes auf seinen Wunsch dies Lied von einer andächtigen Gemeinde gesungen.

Fünfzehntes Kapitel.

Schluß.

Was aus Flemings Braut geworden, wissen wir nicht. Daß aber die Familie Niehusen das Andenken des Verblichenen in hohen Ehren hielt, wird mehrfach bezeugt. In einem Erbbegräbnis derselben in der St. Katharinenkirche zu Hamburg ward auch seine sterbliche Hülle beigesetzt. Tief betrübte der Tod des hoffnungsvollen Jünglings auch den Vater, als er die Kunde davon auf seiner Pfarre in Wechselburg erhielt. Für ihn waren die Tage der Ostern 1640 ohnedies drangsalsvoll genug. Gerade damals fielen die Schweden unter Baner wieder einmal in Sachsen ein, sie kamen auch nach Wechselburg und drangen dort in die Kirche ein, wo am heiligen Ostermontag die zum Gottesdienste versammelte Gemeinde eben den „Glauben" sang. Die geängstigte Gemeinde stob auseinander, der Pfarrer ward gemißhandelt, das Dorf geplündert. Abraham Fleming überlebte seinen Sohn dennoch noch fast zehn Jahre, er starb im Jahre 1649 am 5. Oktober, im 66. Jahre seines Lebens.

Von den Freunden Paul Flemings wird keiner seinen Tod aufrichtiger und tiefer betrauert haben, als Olearius. Über diesen tragen wir das folgende nach. Die Reisenden waren kaum am 13. April 1639 in Reval wieder eingetroffen, als Brüggemann von neuem seinen ganzen Grimm merken ließ. Wie schon in Ispahan und wiederholt während der Reise suchte er Händel mit dem ihm verhaßten Manne und drohte ihm sogar mit dem Tode. Da begab sich Olearius auf die Flucht und ging am 15. April den übrigen voraus nach Kiel, um hier dem Herzog den ersten mündlichen Bericht zu erstatten. Anfang August trafen auch die Gesandten in Gottorp, ein und nun war das Schicksal Brüggemanns besiegelt. Man forderte von ihm Rechenschaft und als er dabei schlecht bestand und auch bei der weiteren Untersuchung gegen ihn sich die Wahrheit alles dessen herausstellte, wessen er von vielen Seiten beschuldigt worden war, da ward er, weil er „des Herzogs gemessenen Befehl überschritten, an hohe Personen gerichtete Schreiben erbrochen und gefälscht, unwahrhafte Relation gethan, seinen eigenen Kollegen hintergangen; schändlichen Ehebruch und vorsätz-

lichen Totschlag verübt, auch fürstlicher Durchlaucht Gelder und Güter auf etliche Tausend veruntreut, und falsche Rechnung gemacht," zum Tode verurteilt und am 5. Mai 1640 zu Schleswig mit dem Schwerte hingerichtet. Olearius erzählt, daß er „am Abend vor der Exekution, aus christlicher Begierde bewogen, zu ihm gegangen sei mit der Erklärung, daß er wegen der zuvor zwischen ihnen entstandenen Widerwärtigkeiten nichts widriges mehr im Herzen hätte, hoffte, daß sichs bei ihm auch also befinden würde." Brüggemann habe darauf freundlich und bescheiden geantwortet, und sich überhaupt sehr reuig und bußfertig gezeigt, und als ein bußfertiger Sünder sei er auch gestorben.

Olearius selbst kam später noch zu hohen Ehren. Er ward Herzog Friedrich III. Hofmathematikus und Bibliothekar und schrieb eine große Anzahl gelehrter Werke, die ihm zu seiner Zeit großen Ruhm einbrachten. Von allem aber, was er geschrieben, ist nichts so berühmt geworden, wie seine „moskowitisch-persianische Reisebeschreibung," die er im Jahre 1647 zum erstenmale und dann noch öfter herausgab. Das Werk erregte das größte Aufsehen nicht bloß in Deutschland, sondern auch im Auslande, es ward ins Holländische, Französische, Englische, Spanische, Italienische u. s. w. übersetzt und gilt heute noch als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Landeskunde und Geschichte des russischen und persischen Reiches. Da dem Werke auch eine Reihe der schönsten von Paul Fleming während der Reise gedichteten Lieder einverleibt sind, so vermehrt dasselbe auch an seinem Teile den Ruhm Paul Flemings und bringt dessen Andenken auf die Nachwelt.

Des Olearius Reisebeschreibung und die von ihm veranstaltete Ausgabe der deutschen Gedichte Flemings sind gewissermaßen das erste Denkmal, welches dem Dichter gesetzt worden ist. Neuerdings geht man mit dem Plane um, ihm ein einfaches Denkmal in seiner Vaterstadt Hartenstein zu errichten. Die Stadt ist aber arm und vermag aus eigenen Mitteln nichts, ein Aufruf aber, der aus Anlaß der 250jährigen Wiederkehr des Todestages Paul Flemings im Jahre 1890 mit der Bitte um Spenden veröffentlicht worden ist, hat bisher nur einen geringen Erfolg gehabt. Unsere Zeit ist eben anderweit sehr in Anspruch genommen, und beschäftigt sich wohl auch lieber mit Lebenden als mit

Toten. Es wäre aber doch wirklich wunderschön, wenn dem liebenswürdigen Dichter, dessen kurzes, aber inhaltreiches Leben wir im Vorhergehenden zu schildern versucht haben, in dem freundlichen Städtchen, da einst seine Wiege gestanden, ein steinernes Denkmal noch könnte errichtet und dadurch der Dank der Nachgeborenen sichtbar abgestattet werden. Der Verfasser also, indem er jetzt von dem geneigten Leser Abschied nimmt, macht schließlich noch folgenden Vorschlag.

Eins der Märchen in der bekannten Sammlung der Gebrüder Grimm schließt mit der scherzhaften Bemerkung: „Wers nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.“ Eines Tages erschien ein Kind bei Jakob Grimm, brachte einen Thaler, den es seiner Sparbüchse entnommen, und gab ihn hin, „weil es das in diesem Märchen Erzählte wirklich nicht glauben könne.“ Die Leser meines Paul Fleming sollen es nun einmal umgekehrt machen. Wer das kleine Buch bis zu Ende gelesen hat, soll, um seine Zufriedenheit damit zu bekunden und durch die That zu beweisen, daß er dadurch Fleming ein wenig lieb gewonnen hat, eine Groschenmarke oder auch zwei in einen leeren Briefumschlag legen, fein deutlich und lesbar seinen Namen dazu schreiben und dann den Brief an mich abschicken. Adresse: Dr. Straumer Chemnitz, Luisenstraße 21. Er muß es aber gleich thun und darf sich nicht lange erst besinnen, sonst möchte es am Ende unterbleiben. Alles Eingehende wird gesammelt und an den Herrn Bürgermeister in Hartenstein geschickt, der seine große Freude daran haben wird, er und der Verfasser erst recht. So, das wäre also mein Anliegen zum Schluß, hoffentlich findet mein Vorschlag Beifall. Ich will das einmal annehmen und schreibe also fröhlich:

Ende!

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Der **Sächsische Volks-Schriften-Verlag**, eine Genossenschaft mit dem Sitze in Leipzig, welche juristische Persönlichkeit hat, bezweckt zur Förderung eines gesunden Volkslebens gute Volksschriften zu möglichst billigem Preise zu schaffen und zu verbreiten.

Der **Sächsische Volks-Schriften-Verlag** giebt jährlich eine Anzahl Schriften in einer Gesamtstärke von 20—25 Bogen mit gutem Drucke in gleichem Format und Ausstattung aus. **Wer Mk. 1,50 jährlich zahlt**, erhält sämtliche Schriften geliefert. Die Schriften können auch einzeln, **dann aber zu erhöhtem Preise**, oder in Partien auf buchhändlerischem Wege bezogen werden.

Der **1. Jahrgang** enthält:

Nr. 1: **König Alberts Heldenthaten**, I. von Karl Ritze.
Nr. 2: **Späte Heimkehr**, Erzählung v. Georg Oertel.
Nr. 3: **Hans Berner und seine Söhne. Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken.** Zwei Erzählungen von Jeremias Gotthelf.
Nr. 4/5: **Sozialdemokraten aus alten Zeiten**, von Paul Frotscher.
Nr. 6: **Paul Flemings Leben und orientalische Reise**, von Friedrich Straumer.

Geschäftsstelle:

H. G. Wallmann, Buchhandlung,

Leipzig, Roßstraße.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.